

Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica
Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft
Band: 20 (1963)
Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

Tabellae Mycenenses selectae edidit *C. J. Ruijgh*. Textus minores in usum academicum vol. XXVIII. Brill, Leiden 1962. 76 S.

Von den Tausenden von mykenischen Tafelchen, die es gibt, sind hier 140 aus Pylos, 81 aus Knossos und 8 aus Mykene nach Gattungen zusammengestellt, in lateinischer Umschrift: Inventare von Gefäßen und Möbeln, Gruppen von Frauen und Männern, Soldaten- und Rudererlisten, Viehkontrollen, verschiedene Waren, Getreideanteile, Schmiede mit ihrem Erz, Kleider, Waffen und Wagen, Räder, auch z. B. die interessante Opfertafel aus Pylos mit den Götternamen. Unter vielen Inschriften stehen kritische Anmerkungen. Ein conspectus numerorum verweist auf die Hauptausgaben. Eine Tabelle der Silbenzeichen und Ideogramme mit ihren Reihenummern und Lautwerten bzw. Bedeutungen ist eingeklebt. Sechzehn Seiten Vokabular geben nicht etwa die Stellen an, sondern von den syllabischen Wörtern alphabetische Ausdeutungen, die der Benützer etwa als einzig mögliche aufzufassen sich hüten muß; es steht denn auch oft ein Fragezeichen oder e.g. dabei. Das Büchlein wird nützlich sein.

H. Mühlestein

G. S. Kirk: The songs of Homer. University Press, Cambridge 1962. 423 S.

Die homerische Epik bis zur endgültigen Kodifikation von Ilias und Odyssee wird hier in den geschichtlichen Rahmen der mykenischen und nachmykenischen Zeit gestellt. Bei der Untersuchung sprachlich-metrischer Prägungen, die bis ins zweite Jahrtausend zurückleiten und eine mykenische Epik beweisen könnten, übt der Vf. große Vorsicht. Seine maßgebenden Gesichtspunkte stammen aus Parrys Methode des Vergleichs mit der jugoslawischen Heldendichtung. Aus den von jenem herausgearbeiteten Merkmalen mündlicher Poesie ergibt sich für ihn die Folgerung, daß Ilias und Odyssee erst geraume Zeit nach ihrer Entstehung niedergeschrieben worden seien. Die Möglichkeit einer stilistischen Kontinuität, welche den Uebergang zur Schriftlichkeit überdauert, wird ausgeschaltet. Zugleich mit der Periode der Mündlichkeit läßt der Vf. auch die der schöpferischen Kraft zu Ende gehen; vorher kommt nach seiner Darstellung die Weitergabe eines Epos von Sänger an Sänger seiner dauernden – tiefer greifenden oder mehr oberflächlichen – Umgestaltung gleich.

Diese allgemeinen Gegebenheiten begründen das Recht zu einer analytischen Interpretation von Ilias und Odyssee, die nach Kirks Meinung denn auch bloß in den großen kompositionellen Bezügen das Werk je eines großen Dichters sind. Er anerkennt, daß manche der von der Kritik aufgewiesenen Widersprüche durch Umarbeitung – Zusammenfügen selbständiger Dichtungen, Erweiterungen usw. – zu erklären seien, verzichtet aber auf jede eingehende Interpretation. In dieser hat die vergleichende Epenforschung ihren Wert aber erst noch zu bewähren. Sie wird nur dann auch die Skeptiker von demselben überzeugen, wenn sie sich ausdrücklich Rechenschaft darüber gibt, daß die homerischen Dichter trotz ähnlichen Schaffensbedingungen rangmäßig hoch über den südslawischen guslari stehen.

F. Wehrli

Marcel Detienne: Homère, Hésiode et Pythagore. Poésie et philosophie dans le pythagorisme ancien. Collection Latomus vol. LVII. Bruxelles-Berchem 1962. 113 S.

Der Verfasser bezeichnet sein Thema als «Dialog zwischen Dichtung und Philosophie» und meint damit die früh einsetzenden Versuche, das rational gewordene Denken durch Allegorese oder sonstige Umdeutungen auch der epischen Dichtung unterzulegen. Er beschränkt diesen Vorgang aber auf Pythagoras, den angeblichen Schüler samischer Aöden, und seine Anhänger, als ob die Neigung nicht allgemein gewesen wäre, vor allem die Autorität Homers für eine Zeit mit veränderten Anschauungen und erweitertem Wissen zu retten. So ist auch das Heldentum von Achill, Odysseus und Herakles nicht allein von den Pythagoreern spiritualisiert worden, wie D. anzunehmen scheint; dadurch wird der Wert seines Nachweises aber nicht herabgesetzt, daß es eine umfangreiche Mythenerklärung pythagoreischer Richtung gab, welche jene drei Helden bevorzugte; D. rechnet mit einer eigentlichen Homeranthologie, die für die Zwecke derselben zusammengestellt worden sei. Am meisten Ungewißheit bleibt bei den Datierungen zurück, was aber bei Pythagorica nicht wundert.

F. Wehrli

Hermann Fränkel: Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums. Eine Geschichte der griechischen Epik, Lyrik und Prosa bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts. Verlag C. H. Beck, München 1962. Zweite, überarbeitete Auflage. 636 S.

Das 1951 von der American Philological Association erstmals herausgegebene Werk bedarf keiner Empfehlung mehr. Als eine die griechische Literatur von Homer bis Pindar umfassende Geschichte, in welcher zahlreiche Texte in Uebersetzung vorgelegt und interpretiert werden, ist es heute wohl unbestritten eine der bedeutendsten Darstellungen der archaischen Kultur. Darum ist es dem C. H. Beck'schen Verlag hoch anzurechnen, daß er eine Neuauflage besorgt hat. In dieser ist das meiste der ursprünglichen Fassung gegenüber unverändert, nur daß neu gefundene Texte einbezogen worden sind und die Darstellung an einzelnen Stellen eine Präzisierung gefunden hat. Ganz umgestaltet ist der Sachindex A, der um ein mehrfaches erweitert mit seinem fortlaufenden Text nun eine beinahe selbständige Beilage des Werkes bildet. F. Wehrli

Jula Kerschensteiner: Kosmos. Quellenkritische Untersuchungen zu den Vorsokratikern. Zetemata H. 30. München 1962. XI, 245 S.

Immer wieder zeigt sich, daß man einen Denker vergangener Zeit gröblich mißversteht, wenn man nicht von dem ihm vorgegebenen, die möglichen Fragen und Antworten weitgehend bestimmenden Denkhorizont ausgeht. Da auch dem Denken der Vorsokratiker immer wieder die später entwickelte Thematik und Nomenklatur substituiert worden ist, ist jede Arbeit dankenswert, die es unternimmt, mit kritischem Sinn, mit Vorsicht und Umsicht Fragmente und Berichte zu analysieren. Eben dies darf man dem Buch von J. Kerschensteiner attestieren, das Kosmos-Vorstellung und -Sprachgebrauch von Homer und Thales her untersucht. Beispielhaft scheint mir in dieser Beziehung die ausgezeichnete Behandlung des zweiten Anaximenes-Fragments, das nun doch endgültig erledigt sein dürfte. Höchst beachtenswert sind dann etwa die Ausführungen über Pythagoras und die Pythagoreer, wonach ein schon durch Platon (den großen Synthetiker: das kommt sehr gut heraus) bestimmter Kosmos-Begriff auf Pythagoras zurückprojiziert worden wäre.

Dagegen kann ich mich nicht befreunden mit der Vorstellung, Anaximander habe zwar nicht seine aus dem Apeiron ausgeschiedenen 'Welten', wohl aber deren 'Schichten' als Kosmoi bezeichnet. Es wäre dies, wie wenn Homer nicht das hölzerne Pferd als ganzes Kosmos benannt hätte (Ø 492; dazu gut S. 8), sondern das, was es als solchen doch überhaupt erst vorstellen ließ, die einzelnen Planken, aus denen sich das 'Schichtengefüge' zusammensetzt. Wenn irgendwo, dann muß bei der Kosmos-Vorstellung 'das Ganze vor den (überzeugend und sinnvoll angeordneten) Teilen' gewesen sein!

Wenn J. K. ein Fortleben dieses Sprachgebrauchs (mit der entsprechenden Vorstellung hätten sich alle folgenden Denker auseinandergesetzt; *darauf* bezöge sich mit nachdrücklicher Antithese der *εἰς κόσμος* bei Heraklit, bei Empedokles, bei Anaxagoras) unter anderem in der Schrift über die Siebenzahl feststellen will, wo tatsächlich die einzelnen Schichten *κόσμοι* genannt werden, dann ist zu beachten, daß der Ausdruck im besonderen für die fünfte Schicht der Luft auftritt, die die vielfältig bunten Erscheinungen der *μετέωρα* umfaßt, also einen Kosmos im Kosmos darstellt (in Ovids Kosmogonie bilden in ihr die Winde nochmals einen Kosmos bereits dritten Grades, vgl. mein Buch: Vom Chaos zum Kosmos, Anm. 17); und wenn die äußerste Schicht *ἄκρῖτος κόσμος* heißt, so daß eine *contradictio in adjecto* herauskommt, dann eben nur per analogiam, so wie der Nominativ als *casus rectus* erscheint.

Nun noch eine Bemerkung zu Heraklit B 124. *ὁ κάλλιστος κόσμος* in diesem korrupten Satz könnte in der von Diels konjizierten und von J. K. übernommenen Form ohne Zusatz weder auf das Weltganze noch auf die in ihm waltende 'Ordnung' gehen. Es müßte auf irgendein 'kosmisches Gebilde' zielen, wobei dann freilich – wegen *εἰκῇ κεχυμένων* – kaum an politische Ordnung zu denken wäre; am anschaulichsten würde es – doch erst seit den Atomisten! – am Modellfall einer Dichtung: für die Unverständigen, des Lesens Unkundigen ist die 'gedruckte' Ilias tatsächlich nur ein Haufe von blindlings hingeschütteten Lettern. Wenn das Fragment Heraklits wirklich den anscheinend von J. K. vermuteten Sinn hätte haben sollen, hätte er doch wohl sagen müssen: *ὥσπερ σάρμα εἰκῇ κεχυμένων τοῖς ἄφροσιν ὁ κάλλιστος κόσμος ὁ τῶν ξυμπάντων*. Bemerkenswert, wie dazu dann die Lehre des Anaxagoras stünde; man könnte sie ja so formulieren: *ἐξ εἰκῇ κεχυμένων (μεμειγμένων) ἀπείρων ὄντων ὁ νοῦς ἐποίησε τὸν ἕνα κόσμον*. Den *ἄφρονες* – *ἄνοι* fehlt mit dem *νοῦς* die Einsicht in den übergreifenden Einen Logos, die Durch-Sicht, um den Kosmos aus dem Seienden herauszusehen; der *Νοῦς* aber hat allererst aus dem Anfänglichen, dem noch regellos Ungeordneten und Ungegliederten den Kosmos herausgearbeitet (zum Zusammenhang von Erkennen und Tun, zur Personalunion von Philosoph und Staatsmann vgl. mein Buch Anm. 420).

Wer immer auf dem Gebiet der Vorsokratiker, des Kosmosbegriffs, der Pythagoreer arbeitet, wird das hier angezeigte, mit ausführlichen Registern versehene Buch zu Rate ziehen müssen. Ich selbst hätte daraus unter anderm lernen können, daß der für Anaxagoras-Archelaos-Platon so wichtige Gegensatz τὰ πεφυρμένα – ὁ κόσμος schon bei Semonides 7, 3f. angelegt ist: in der Charakterisierung der Frau, τῇ πάντ' ἀν' οἶκον βορβόρῳ πεφυρμένα/ ἄκοσμα κεῖται.

F. Lämmli

Harald Patzer: Die Anfänge der griechischen Tragödie. Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1962. 178 S.

Der vorliegende Versuch, die Vorgeschichte der griechischen Tragödie aufzuhellen, zeichnet sich durch methodische Sicherheit und Umsicht aus. Er wird durch eine eingehende Kritik antiker und moderner Entstehungshypothesen unterbaut, zu denen einerseits die aristotelische Lehre vom ursprünglich satyrhaften Charakter der Tragödie und ihrem allmählichen Ernstwerden, andererseits die Theorien von ihrem Hervorgehen aus der Heroenklage, dem Bauerntheater oder dem Satyrdithyrambos gehören. Seiner eigenen Rekonstruktion legt P. die antiken Berichte über Arion als Schöpfer der dithyrambischen Mythen-erzählung zugrunde, indem er aus dieser die ebenfalls von Arion ins Leben gerufene chorische Urform der Tragödie ableitet. Für die Umsetzung des erzählenden Berichtes in dramatische Wiedergabe rechnet er mit der Anregung des Satyrspiels und anderer Formen dionysischer Mimetik. Als Leistung Athens bleibt die Einführung der Einzelschauspieler mit all ihren Möglichkeiten. Die aristotelische Entstehungslehre wird durch den Nachweis ihres konstruktiv-hypothetischen Charakters entwertet; P's. Ergebnisse unterscheiden sich von ihr hauptsächlich dadurch, daß die Tragödie nach ihnen von den Anfängen an ernst war.

Ein letzter Abschnitt wertet die erzielten Ergebnisse für die einleitend gestellte Frage nach dem Wesen des Tragischen aus, welches P. in der griechischen Tragödie vollkommener als irgendwo sonst gestaltet findet. Er definiert dasselbe als ein theologisches Prinzip; seine Grundidee des Leid schaffenden, Schuld sühnenden Wirkens der Gottheit (146) soll die attische Tragödie als kultischen Gehalt vom Mythen erzählenden Dithyrambos übernommen haben. Für eine Auseinandersetzung mit diesen Gedanken ist hier um so weniger der Ort, weil sie nur skizzenhaft entworfen sind und nicht mehr als ein vorläufiger Ausblick sein wollen.

F. Wehrli

Carlo del Grande: ΤΡΑΓΩΔΙΑ. Essenza e genesi della tragedia, 2a ed. Ricciardi, Milano/Napoli 1962. XII, 410 S.

Die Belesenheit in Primär- und Sekundärliteratur ist erstaunlich, mit welcher der Verfasser im zweiten Teil seines Buches die literarische Verwirklichung eines religiösen Gedankens – «la tragedia, esplicazione in dramma di un divino esempio» – von den Anfängen der griechischen Tragödie über die hellenistische und frühchristliche Lyrik, die Passion Christi, die byzantinische Liturgie mit ihrem bedeutendsten Dichter Romanus, das mittelalterliche Mysterienspiel, das barocke und klassizistische Theater bis zur Moderne eines O'Neill, Stravinsky, Huxley und Arthur Miller verfolgt; ein Essai zur vergleichenden europäischen Literaturgeschichte, dessen geistesgeschichtlicher Aspekt in einer «conclusione non filologica» am Schluß noch besonders betont wird. Die Darstellung beweist aber, so will uns scheinen, daß die kultische Bindung und religiöse Grundidee ein zu allgemeines Kriterium ist, als daß damit das Charakteristische der einzelnen Epochen und Schöpfungen erfaßt werden könnte. Dieser Einwand gilt schon für die Behandlung der griechischen Tragödie. Es ist das Buch eines klassischen Philologen, und die Anfangskapitel über die griechische Tragödie sind die umfangreichsten, dichtesten und konkretesten; aber auch da finden wir den Leitgedanken des 'divino esempio' weniger überzeugend und förderlich als die Intensität und Kompetenz, womit die Einzelprobleme, wie Ursprungsfrage, Chor und ὑποκριτής, ἐξάρχοντες, Dithyrambus und Tragödie, in der Interpretation und Diskussion der primären und sekundären Literatur behandelt werden. Über diese Darstellung der Einzelprobleme sowie über den Grundgedanken von Schuld und Sühne in der griechischen Tragödie werden wir anderswo etwas eingehender zu berichten haben.

M. Imhof

Antonio Garzya: Studi su Euripide e Menandro. G. Scalabrini, Neapel 1961. 178 S.

Das sorgfältig gedruckte Buch enthält eine Reihe seit 1949 entstandener, vielleicht etwas zu breiter Aufsätze: über die Andromacha, für die als Hauptfigur die erotisch unbefriedigte Hermione hingestellt wird, die Hecuba, in der (im Sinne auch von Wolf-H. Friedrich) die Selbstkontamination des Dichters zum Problem gemacht ist, die Heraclidae mit dem zwielichtigen Patriotismus, über Theognisähnliches beim Dramatiker, dann über den Dyskolos, wo auf das Rettungsmotiv bei Knemon in Nachfolge euripideischer Dramen aufmerksam gemacht wird. Der Schluß behandelt im Zusammenhang der Geltung Menanders in der

Kaiserzeit die umstrittene Stelle des aus Neapel stammenden Statius Silv. 3, 5, 93 *quid laudem litus libertatemque Menandri*, die G. so halten will, also auch *litis* billigt trotz *litora* drei Verse später. Aber man wird zu schreiben haben (89) *quid nunc magnificas species ... <et> ... spatia* (von Neapel) ... [*quid*] *laudem <et> Lucili libertatemque Menandri, quam Romanus honos et Graia licentia miscet*. Die Stellung des *que* wie bei Horaz Od. 2, 19, 28 *pacis mediusque belli*. Lucilius, der für Horaz Sat. 1, 4, 5ff. römisches Muster freier Offenheit ist, verbrachte die letzten Lebensjahre in Neapel. W. Theiler

André Rivier: Recherches sur la tradition manuscrite du traité hippocratique 'De morbo sacro'. Francke, Bern 1962. 204 S.

Die Schrift *περὶ ἰσῆς νοσούντων* wurde von Galen als unecht nicht kommentiert und in der Spätantike auch nicht ins Latein übersetzt; sie erhält dadurch eine Sonderstellung im Corpus der hippokratischen Schriften und seiner Ueberlieferung, was erlaubt, in diesem Einzelfall die intrigierende Frage betreffend die Einheit der direkten Überlieferung eindeutig zu beantworten. Im ersten Teil führt die eingehende Untersuchung der Lesarten eines bisher kaum beachteten Fragmentes im Corsinianus 1410 im Vatikan auf einen vorbyzantinischen unzialen Hyparchetypus als einzige gemeinsame Quelle für die beiden Haupthandschriften Marcianus 269 und Vindobonensis med. gr. 4; die Prüfung der jüngeren Tradition im zweiten Teil ergibt ihre einheitliche Abhängigkeit vom Marcianus 269. Methodisch wichtig, nicht neu, aber neu und eindringlich bestätigt sind die Erkenntnisse, daß wir genau zwischen hippokratischen Schriften und Handschriften unterscheiden und in der vormittelalterlichen Textgeschichte die *Schriften* verfolgen müssen und daß die Textgeschichte des Corpus erst nach derjenigen der einzelnen Schriften geschrieben werden kann. Wie die Einzeluntersuchungen geführt werden müssen, zeigt diese Arbeit, welche alle Lesarten des kurzen Textes bezieht und sie nahezu vollständig vorlegt; auch wie reich und anregend solche Untersuchung sein kann, wenn die Lesarten der Handschriften und Editionen so eingehend und unschematisch textgeschichtlich interpretiert werden wie hier. Das Buch macht zuversichtlich und verzagt zugleich. Zuversichtlich als Maßstab und Beweis, daß unerbittliche, aber vorurteilsfreie Akribie eine scheinbar hoffnungslos kontaminierte Ueberlieferung auf einheitliche Abhängigkeit zurückführen kann, etwas verzagt über der Frage, ob bei solcher Forderung und dem Maß an Arbeit, welches sie verlangt, das Ziel einer einheitlichen Textausgabe größeren Umfangs überhaupt noch erreichbar bleibt. M. Imhof

Hans-Dieter Voigtländer: Die Lust und das Gute bei Platon. K. Triltsch-Verlag, Würzburg 1960. 218 S.

Eine sehr sympathische Arbeit aus der Schule von H. Patzer, die zu beweisen sucht, daß Platons Auffassung über das Verhältnis, in dem die Lust und das Gute zueinander stehen, im Grundsätzlichen zu allen Zeiten konstant geblieben sei. So werden denn die einschlägigen Abschnitte in Protagoras, Gorgias, dann besonders im Philebos und in den Nomoi interpretiert. Die Reaktion auf eine übermäßige und illegitime Beanspruchung des Entwicklungsbegriffs ist gesund, und es fehlt nicht an ausgezeichneten Interpretationen, allerdings auch nicht an Stellen, bei denen der Wunsch nach allgemeiner Harmonie mehr und anderes aus den platonischen Sätzen herausliest, als diese herzugeben vermögen. Daß Protagoras, Gorgias und Philebos drei verschiedene Haltungen repräsentieren, kann meines Erachtens nicht wegdisputiert werden. Schade auch, daß sich der Verfasser die aristotelischen Hedone-Abhandlungen so wenig zu Nutze gemacht hat. O. Gigon

Aristotele: De Caelo. Introduzione, testo critico, traduzione e note di Oddone Longo. Sansoni, Firenze 1962. 397 S.

Als erster Band einer neuen, von C. Diano geleiteten Ausgabe der Werke des Aristoteles wird hier derjenige Text vorgelegt, der für die Einordnung des Philosophen in die Problemgeschichte von Thales bis Poseidonios von überragender Wichtigkeit ist. Der Akzent liegt durchaus auf der Edition des Textes. Gestützt auf die ausgezeichneten Vorarbeiten von D. J. Allan und P. Moraux und umfangreiche eigene Vergleichen hat L. einen Text hergestellt, der einen evidenten Fortschritt bedeutet. Sehr zu loben ist auch die Einleitung, während die Anmerkungen am Schluß bewußt keinen Kommentar geben wollen, sondern sich auf die Exegese einiger weniger besonders schwieriger Stellen beschränken. O. Gigon

I. Düring: Aristotle's Protrepticus. An attempt at reconstruction. Studia Graeca et Latina Gothoburgensia XII. Göteborg 1961. 295 S.

Das vorliegende Werk, dem kommentierte Ausgaben von *Π. ἰδεῶν* (G. E. L. Owen) *Εὐδημος* (O. Gigon), *Π. τὰ γὰρ τοῦ* (S. Mansion, E. de Strycker S.J.) und *Π. φιλοσοφίας* (P. Wilpert) folgen sollen, bringt Testimonia (A), Fragmenta und Uebersetzung (B) mit «analyt-

ical word-index», «related texts» (C), dazu eine Einleitung («the problem») und einen Kommentar mit Bibliographie.

Im Gegensatz zur verblüffend radikalen These von Rabinowitz (1957) gibt Düring aus Iamblichs Protreptikos das zweite große, zusammenhängende Stück (S. 34–60 Pist.) ganz Aristoteles (nur in einem Zwanzigstel des Textes weise der Stil auf Veränderungen Iamblichs [17]) und weist es ohne Ausnahme dem Protreptikos zu (die Einschränkung «chief source» [28] bleibt für die Zusammenstellung der Texte bedeutungslos). Düring stützt sich dabei vor allem auf den protreptischen Charakter jener Partie (28). Dies dehnbare Kriterium läßt ihn aber bei B 22–30 (34, 5–36, 20 Pist.) im Stich (vgl. 28, 2). «These passages (B 104–110 = 47, 5–48, 21 Pist.) are inspired by the discussion in Phaedo 64a ff.» (261). Wird dadurch nicht der Eudemos als Quelle empfohlen? Nach Düring ist es allerdings unrealistisch, Iamblich den Zugang zu mehreren Exoterica zuzutrauen (193); doch dies Gegenargument wird dadurch geschwächt, daß Düring eine indirekte Benutzung des Protreptikos nicht ausschließen kann. Die Überlieferung der Exoterica läßt es durchaus als möglich erscheinen, daß neben dem Protreptikos noch der Eudemos und *II. φιλοσοφίας* von Iamblich (oder seiner Vorlage) herangezogen worden sind (O. Gigon, Aristoteles. Einführungsschriften [1961] 98f. erwägt noch den Politikos als Quelle). – Diese Bedenken gegenüber Dürings Material machen es schwer, die Dispositionsänderungen und die Rekonstruktion als Ganzes zu beurteilen. – Daß durch die Fülle des herangezogenen Materials, die intime Kenntnis der Literatur und die intensive Interpretation die Lektüre dem Leser großen Gewinn bringt, braucht kaum betont zu werden.

Eckart Mensching

Aristote et les problèmes de méthode. Communications présentées au *Symposium Aristotelicum* tenu à Louvain du 24 août au 1er septembre 1960. Publications universitaires de Louvain, Louvain 1961. 362 S.

Das vorliegende Werk umfaßt 16 Beiträge, die sich auf 5 sections verteilen: I. Problèmes généraux (P. Aubenque, J. Moreau, S. Mansion, A. Mansion, G. E. L. Owen), II. La méthode en métaphysique (G. Verbeke, O. Gigon, C. J. de Vogel), III. La méthode en philosophie naturelle (P. Moraux, D. M. Balme, I. Düring, H. Dörrie), IV. La méthode en éthique (J. D. Monan, W. G. Rabinowitz, D. J. Allan), V. Aristote et son école (F. Wehrli). Umfangreiche Indices erschließen das mannigfaltige Material.

Die Frage nach Aristoteles' Entwicklung und seiner Stellung zu Platon wird verschiedentlich berührt; die Ansichten differieren, wie zu erwarten, stark. I. Düring, Aristotle's method in biology (213–21) kommt zu dem Ergebnis, Ar. (Part. an. 639 b 30ff.) «regarded *φυσική* as a theoretical and not an empirical science» (220), d. h. Platons Einfluß ist stärker als der Theophrasts (221). – H. Dörrie, Zur Methode des Aristoteles in *II. ψυχής* (223–44) betont den Entwicklungsgedanken: Die Stufung und *συμπλοκή* der seelischen *δυνάμεις* (III 4. 6. 8 unterbrechen den konsequent naturwissenschaftlichen Aufbau) konnte Ar. in diesem Stadium noch nicht entwickeln. – D. J. Allan, Quasi-mathematical method in the Eudemian Ethics (303–18) ist geneigt, die Unterschiede von EE und NE («Euclidean» und «natural and progressiv method» [317]) nicht auf eine philosophische Entwicklung zurückzuführen. – F. Wehrli, Aristoteles in der Sicht seiner Schule (321–36) vermutet bei Ar. eine «Abstufung der philosophischen Mitteilung nach der Aufnahmefähigkeit der Adressaten» (335); so sei es zu erklären, daß die Lehren der Pragmatien und der Exoterica nicht übereinstimmen.

C. J. de Vogel, La méthode en métaphysique (147–70) identifiziert (im Anschluß an Alexander) *πρώται ἀρχαί καὶ αἰτίαι* mit den *οὐσῆαι*; daher werden *K* und *A* vom übrigen Werk scharf getrennt. «Le besoin de synthèse spéculative ... semble y être extrêmement limité» (170). – O. Gigon, Methodische Probleme in der Metaphysik (131–45) beschäftigt sich mit Aristoteles' Arbeiten, die Met. *A–A* vorbereiten (gab es mehr Vorsokratiker-Monographien, als die Schriftenkataloge nennen?). Eine Betrachtung der ersten Bücher führt zur Aufwertung von *a*. – P. Aubenque, Sur la notion aristotélicienne d'aporie (3–19) unterscheidet bei der Behandlung der Aporien vier Arten; zwei von ihnen (vgl. 14f.) bestätigen, daß Ar. «insiste le plus souvent ... sur la modestie des résultats» (19).

Eckart Mensching

Apollonii Rhodii Argonautica recognovit brevisque adnotatione critica instruxit Hermann Fränkel, Oxonii e Typographico Clarendoniano 1961. XXIV, 267 S.

Wir sagen nicht zuviel, wenn wir diese Ausgabe des Apollonios durch Hermann Fränkel eines der schönsten Bücher nennen, die in der letzten Zeit auf dem Gebiet der Philologie erschienen sind. Nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem Dichter hat hier ein ebenso geschmackvoller wie mit der Sprache der griechischen Poesie und mit allen philologischen Problemen durchweg vertrauter Gelehrter ein Meisterwerk vollendet, das durcharbeiten

eine Freude ist. Die Vorrede allein schon ist ein kleines Kunstwerk in ihrer das Wesentliche herausstellenden Anmut. Sorgfalt, Umsicht und freie Kühnheit sind bei der Behandlung des Texts in gleicher Weise zu bewundern; Fränkel hatte das gute Recht dazu, die argen Schäden der Ueberlieferung nicht nur anzumerken, sondern auch ihre Heilung zu versuchen; eine Fülle geistreicher, oft prächtiger Emendationen ist über das ganze Werk ausgestreut.

Diese Worte wollen nichts weiteres, als die Leser unserer Zeitschrift nachdrücklich auf das Buch aufmerksam machen. Doch sei, angeregt durch das Verfahren des Herausgebers, wenigstens eine kleine Textänderung hier vorgeschlagen und seinem Urteil unterbreitet: Als die schiffbrüchigen Söhne des Phrixos auf der Aresinsel mit den Argonauten zusammentreffen, bittet ihr Sprecher Argos diese um Beistand, 2, 1130: *ἀνέρας οἰκτεῖραντας ὁμήλικας ἐν κακότητι*.

Ist da nicht *ὁμήλικας* sonderbar? Warum sind die Phrixosöhne gerade als Altersgenossen besonders bedauerndswert? Zwar gehören sie und Iason im Stammbaum derselben Generation an. Das wird dann auch im nachfolgenden Gespräch sichtbar, wenn Argos und Iason gegenseitig sich zu erkennen geben. Aber das erfolgt eben erst nachher und hat wohl die Verderbnis veranlaßt. Nach 2, 917 (die Seele des Sthenelos, der mit Herakles gegen die Amazonen gezogen war, verlangt, die vorbeifahrenden Argonauten zu sehen: *ὁμήθεας ἄνδρας ἰδέσθαι*) wird auch in 2, 1130 *ὁμήθεας* zu schreiben sein: man erkennt sich als derselben Art zugehörig.

P. Von der Mühl

Margarete E. Thrall: Greek particles in the New Testament. Linguistic and exegetical studies. New Testament tools and studies 3. E. J. Brill, Leiden 1962. IX, 107 S.

Dieses Buch reiht sich in sympathischer Weise den verschiedenen in den letzten Jahren erschienenen englischen Arbeiten über den Gebrauch der Partikeln und Negationen oder ähnliche syntaktische Probleme an. Im 1. Teil (S. 1–40) untersucht die Verf. den Partikelgebrauch des Neuen Testaments und zeigt, daß sich dieser (vor allem bei Lukas und Paulus) in den Rahmen der sonstigen nachklassischen Sprachentwicklung einfügt. Es bestätigt sich, daß die Partikeln in der Koine gegenüber etwa dem Attischen seltener werden. Immerhin kommen auch verschiedene neue Kombinationen und Verwendungsweisen auf, so z. B. *εἰ δὲ μή γε, πλὴν* «aber, wahrlich», *λοιπὸν* «nun, also, aber», *μενοῖν* (an 1. Stelle) «vielmehr». Im 2. Teil (S. 41–95) kommen exegetische Probleme zur Sprache. So weist die Verf. nach, daß – entgegen den von theologischer Seite aufgestellten Thesen – die Partikeln *γάρ* und *δέ* auch bei Markus «linguistisch», d. h. dem allgemeinen Sprachgebrauch entsprechend, verwendet werden (S. 41–67). In den anschließenden Abschnitten versucht sie, bei einigen bisher strittigen Stellen auf Grund des Partikelgebrauchs zu einer Entscheidung zu kommen (S. 67–95). Die mit Umsicht und philologischer Akribie durchgeführte Untersuchung ist nicht nur für die Koineforschung wichtig, sondern verdient auch die volle Beachtung seitens der Theologen.

Ernst Risch

Lisette Goessler: Plutarchs Gedanken über die Ehe. Diss. Basel 1962. 159 S.

Die Arbeit weist in überzeugender Weise nach, daß Plutarchs Einstellung zur Ehe trotz aller Abhängigkeit von der Tradition selbständig und im griechischen Denken neu ist. Das Ziel der Ehe ist für ihn nicht in erster Linie die Kinderzeugung, sondern die geistige *συμβίωσις*. Dies setzt die hohe Achtung der Frau voraus, wie sie eher bei den Römern als bei den Griechen zu finden ist, außerdem die Anerkennung ihrer Berechtigung zur Teilnahme am geistigen Leben des Mannes. Die Streitfrage *εἰ γαμητέον τῷ σοφῷ* beantwortet Plutarch demnach mit einem klaren Ja. Den tiefsten Grund zu dieser Einstellung sieht die Verfasserin in Plutarchs eigenem Erleben in seiner harmonischen Ehe.

Diese Erkenntnisse werden auf einem methodisch sehr fruchtbaren Wege gewonnen: Die Arbeit geht aus von einer feinsinnigen Analyse der theoretischen Schriften über die Ehe, also des *Amatorius* und der *Coniugalia praecepta*, und weist die Anwendung der dort gewonnenen Einsichten in einigen Biographien (Lykurg, Solon, Dion, Brutus, Agis und Romulus) und im *Convivium septem sapientium* nach. Dabei wird nebenbei deutlich, daß die Absicht der Biographien primär nicht historisch, sondern pädagogisch ist. Sie sind «angewandte Beispiele» zu den Lehren, die in den *Moralia* theoretisch erörtert werden, was im Hinblick auf die antike Geschichtsschreibung nicht besonders erstaunt.

Sehr fein sind die Beobachtungen zur schriftstellerischen Technik des Plutarch: Seine Dialoge sind – im Gegensatz zu den platonischen – nach dem Vorbild der dramatischen Kunst komponiert, und die *Βίοι* haben nicht zufällig die größten Dramatiker der Weltliteratur angeregt.

Die Arbeit bietet mehr, als ihr Titel verspricht, vielleicht auch einiges, das nicht unbedingt hätte gesagt werden müssen (z. B. in der Inhaltsangabe des Solon, S. 93 ff.). Einige Wiederholungen (z. B. S. 58, 64, 113) waren wegen der erwähnten Arbeitsmethode wohl nicht zu umgehen.

L. Nyikos

Georges Roux: Pausanias en Corinthie. Annales de l'Université de Lyon. Ed. Belles-Lettres, Paris 1958. 195 S. Text und 50 Abb.

Text und Uebersetzung von Paus. 2, 1–15, dazu ein reicher Kommentar, der allerdings (mit Absicht) sich auf das Ziel konzentriert, die Angaben des Periegeten mit den Ergebnissen der neuesten Archäologie zu konfrontieren. Unter diesem Gesichtspunkt ist das Buch sachlich wie methodisch überaus instruktiv. Die philologischen Probleme kommen freilich entschieden zu kurz.

O. Gigon

Diogene Laerzio: Vite dei filosofi a cura di Marcello Gigante. Editori Laterza, Bari 1962. XLIII, 659 S.

In Ermangelung einer kritischen Ausgabe legt G. seiner Uebersetzung den Text von Hicks (Loeb Library 1925) zugrunde. Außerdem hat er alle seit Cobet erschienenen Sonderausgaben einzelner Bücher und Teile herangezogen. Sie sind S. XIII–XXVI sorgfältig verzeichnet, wie überhaupt die reiche, bis zum Erscheinungsjahr nachgeführte Bibliographie eine wertvolle Zutat des Bandes ist. Für die übrigen Teile hat G. die beste Handschrift, den Burbonicus, selbst verglichen und gibt darüber zu einzelnen Stellen in den Fußnoten und in den Note complementari des Anhangs (S. 540–603) Rechenschaft. Schlüsse e silentio darf der Benützer bei diesem Verfahren allerdings nicht ziehen: wo G. nichts vermerkt, folgt er, auch gegen B, dem Text von Hicks. Außer textkritischen Bemerkungen und dem Nachweis der Zitate geben die Noten knappe, förderliche Beiträge zum Sachverständnis. Die Uebersetzung liest sich gut, soweit einem Anderssprachigen darüber ein Urteil zusteht. Daß sie nicht immer trifft, ist bei dem in seiner nachlässigen Stilisierung oft verzweifelt schwierigen Text nicht erstaunlich. Eine detaillierte Inhaltsübersicht über das Werk, ein ausführlicher Namenindex, Register der poetischen Zitate und der im Text genannten Archontenjahre helfen mit, das Ganze zu einer willkommenen Interpretationshilfe zu machen.

F. Heinemann

Plotinus: The Enneads translated by *Stephen MacKenna*. 3rd ed. revised by *B. S. Page* with a foreword by Prof. *E. R. Dodds* and an introduction by Prof. *P. Henry*. Faber & Faber, London 1962. LXX, 636 S.

Der Irländer St. MacKenna, dessen seltsame Lebensgeschichte E. R. Dodds in seinem Vorwort skizziert, hat in den Jahren 1917–1930 mit unendlicher Gewissenhaftigkeit die repräsentative moderne englische Uebersetzung Plotins geschaffen. Neu herausgegeben wurde sie 1956 von B. S. Page, der sich dabei der mühsamen und hochverdienstvollen Aufgabe unterzog, die Gesamtheit des Textes mit den Uebersetzungen R. Harders und V. Cilenos sowie der Textausgabe von Henry-Schwyzler zu vergleichen und an mehreren hundert Stellen zu verbessern. In abermals überprüfter Gestalt erscheint die Uebersetzung nun hier, ergänzt vor allem durch eine substantielle Einleitung von P. Henry. In einer Reihe von Kapiteln werden, teilweise in Anlehnung an Bd. V der *Entretiens* de la Fondation Hardt (*Les sources de Plotin*) die Vorgänger Plotins überblickt; ein letztes Kapitel ist der «Structure and vocabulary of the mystical experience» gewidmet. Das Ganze ist so vorzüglich, wie man es von einem solchen Kenner erwarten darf; nur zuweilen sind die Formulierungen etwas gar summarisch. Ueber die Qualität der Uebersetzung selbst kann der Fremdsprachige nicht hinlänglich urteilen. Doch wird er sich gerne dem Urteil von E. R. Dodds anvertrauen und im übrigen erfreut sein, eine Gesamtübersetzung Plotins in einem einzigen, bei aller Gewichtigkeit doch handlichen Bande zu besitzen.

O. Gigon

Christian Rutten: Les catégories du monde sensible dans les Ennéades de Plotin. Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège 160. Ed. Belles Lettres, Paris 1961. 140 S.

Die vortreffliche Behandlung von Plotin VI 1 und 3 in Ergänzung von G. Nebel, *Plotins Kategorien der intelligiblen Welt* (1929) (Plotin VI 2) wird nur der voll würdigen, der sich im Gestrüpp der plotinischen Kategorienlehre schon etwas heimisch fühlt, und er wird dann feststellen, daß R., der die Gedankengänge bei Plotin auflöst, in pädagogisch geschickter Weise fast alle Schwierigkeiten berührt, wobei gelegentlich Bréhiers nützliche Anmerkungen korrigiert werden. Das philosophische Anliegen, bei Plotin die Anfänge des Nominalismus zu finden (und nicht etwa beim Schüler Porphyrios), mag übersteigert scheinen und nicht ganz der von Plotin lebendig erfahrenen Identität von Seiendem und Erkanntem gerecht werden, der Wert des mit einem guten Index ausgestatteten Buches wird dadurch nicht gemindert.

W. Theiler

Albert Severyns: Texte et Apparat. Histoire critique d'une tradition imprimée. Mémoires de l'Académie Royale de Belgique, Classe des Lettres 56, 2. Bruxelles 1962. 374 p.

Conçu et rédigé en marge des recherches entreprises par l'auteur sur la Chrestomathie de Proclus (rappelons que le tome III, paru en 1953, s'intitule: «La Vita Homeri et les sommaires du Cycle»), le présent ouvrage contient une étude exhaustive, du point de vue de la transmission du texte, de toutes les éditions partielles ou complètes des fragments de Proclus relatifs à Homère et au cycle épique, publiées de 1640 à 1922. Autrement dit, l'auteur analyse les modifications subies par les fragments de Proclus au cours de ces éditions successives, comme s'il avait à faire à des manuscrits byzantins, en examinant les «fautes» par lesquelles elles se rapprochent ou se distinguent les unes des autres aussi bien dans le corps du texte que dans l'apparat consignait les leçons divergentes des sources utilisées.

Deux remarques, entre beaucoup, feront voir l'intérêt de ce travail remarquablement clair, cohérent et complet. Tous les témoins de la tradition imprimée étant ici datés et tous faisant état, peu ou prou, de leurs sources, il est possible d'établir l'histoire des «fautes» et d'en déceler sûrement la genèse. Or quel que soit le point de départ de l'éditeur moderne – apographe ou collations reportées sur un texte imprimé – son travail comprend toujours une part de copie, et la lumière faite sur l'origine des erreurs qu'il commet peut s'étendre aux fautes analogues des scribes médiévaux et en éclairer le mécanisme. Le présent ouvrage offre notamment des exemples *prouvés* de fautes communes indépendantes et d'émendations fortuites qui sont pleins d'enseignement pour l'étude de la tradition médiévale des auteurs anciens.

Il révèle aussi combien les notes critiques d'une édition imprimée peuvent donner une image déformée de la tradition manuscrite. L'intérêt de l'analyse n'est pas ici d'attirer l'attention sur certaines défaillances évitables, mais de montrer que cette déformation résulte quasi inéluctablement des opérations préalables à la rédaction de l'apparat. On retiendra surtout ce que l'auteur dit des «fautes de reconversion» qui guettent l'éditeur faisant usage de plusieurs collations établies sur des textes imprimés différents (surtout quand celles-ci ne sont pas de sa main). Dans l'ensemble, le tableau dressé par l'auteur est impressionnant; on y relève des cas particulièrement propres à édifier le lecteur (une lacune attestée en apparat et absente du manuscrit visé, par exemple; une autre lacune omise en apparat et présente dans la source référée ...). Ce sont des cas extrêmes, mais ils donnent à réfléchir. Après avoir lu l'ouvrage du professeur de Liège, on tablera avec plus de prudence sur les données d'une édition critique pour analyser sans reste la filiation des témoins auxquels elle renvoie.

A. Rivier

Otto Haas: Messapische Studien. Inschriften mit Kommentar, Skizze einer Laut- und Formenlehre. Carl Winter, Heidelberg 1962. 223 S.

Das vorliegende Buch bietet in einem gewissen Sinn weit mehr, als der bescheidene Haupttitel «Messapische Studien» erwarten ließe, nämlich vor allem eine Edition der rund 250 in Apulien und (dem antiken) Kalabrien gefundenen und als messapisch betrachteten Inschriften samt fortlaufendem Kommentar (Abschnitt B, S. 22–159), wobei sowohl die Lesungen als auch die Deutungen oft von den bisher bekannten abweichen. Da hier vieles ohne genauere Begründung vorgetragen, manches auch nur unverbindlich angedeutet wird, fällt es freilich mitunter schwer, einigermaßen Sicheres vom bloß Vermuteten sauber zu scheiden. Im Rahmen dieser kurzen Anzeige kann auch eine ins Detail gehende Auseinandersetzung mit den verschiedenen vorgeschlagenen Deutungen kaum in Frage kommen. Vielmehr dürfte es für die Leser dieser Zeitschrift eher von Interesse sein, wenn einige wichtige Punkte herausgegriffen werden.

Wenn auch die in ihrer großen Mehrzahl nur ganz kurzen Inschriften in sehr vielen Punkten noch nicht befriedigend erklärt sind, woran nicht zuletzt das häufige Fehlen einer Worttrennung schuld sein dürfte, so ist doch sicher, daß hier eine eigene indogermanische Sprache vorliegt. Die Zugehörigkeit des Messapischen zum Illyrischen, auf die früher sehr großes Gewicht gelegt wurde, beurteilt der Verf. eher zurückhaltend. Bei der Nähe Tarents und anderer Griechenstädte ist ein nachhaltiger griechischer Einfluß nicht verwunderlich. Dieser geht aber weit über den eigentlichen kulturellen Einfluß hinaus: wir finden nicht nur Götternamen wie *Aprodita*, *Aðana* (auch *Aðenai* [?]), *Damatira* u. a., Wörter wie *argorian* 'ἀργύριον' (o = u), sondern auch – wenn die Deutung richtig ist – *ai min kos* 'αἱ μὲν τις', *aidde tis* 'αἰ δέ τις' u. ä. Auf der andern Seite sind Beziehungen zum Oskischen und zum Latein nicht von der Hand zu weisen. Sofern es sich nicht um eine nähere genetische Verwandtschaft handelt, wie z. B. vermutlich beim Konjunktiv *berad* 'ferat', könnte hier vielleicht der Einfluß auch vom Messapischen ausgehen. Gerade in dieser Frage wäre eine nähere Abklärung von größtem Interesse. Der Verf. nimmt offenbar an, daß das Latein

in dieser Hinsicht Ennius – dem «Messapier Ennius», wie er ihn regelmäßig nennt – manches verdankt. Freilich ist uns von ihm nur bekannt, daß er außer griechisch und lateinisch auch oskisch sprach. Wieso auch Lucilius als Messapier bezeichnet wird (S. 164), ist mir unerfindlich. Der Verf. scheint sogar anzunehmen, daß der für Cicero bezeugte Gen. *Verri* zu *Verres* eine messapische Endung habe (S. 198), obwohl doch ein Gen. *-i* (aus *-ei*) zum Nom. *-es* im ältern Latein normal ist (vgl. M. Leumann, Mus. Helv. 2 [1945] 237ff.). Bei den verschiedenen Angaben übers Griechische vermißt man vor allem eine deutliche Unterscheidung der einzelnen Dialekte und Sprachstufen. Da endlich auch das, was über andere indogermanische Sprachen gesagt wird, nicht immer aus der besten Quelle stammt, ist der Eindruck auf weiten Strecken der, daß die zahlreichen wertvollen Erklärungen und Kombinationen leider allenthalben von unverbindlichen Vermutungen überwuchert werden.

Ernst Risch

Sven Lundström: Abhinc und ante. Studien zur Geschichte der lateinischen Zeitdifferenzbestimmungen. Acta reg. societatis humaniorum litterarum Lundensis, Skrifter utgivna av Kungl. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Lund H. 62. C. W. K. Gleerup, Lund 1961. 134 S.

Der durch seine Studien zur lat. Irenäusübersetzung (1943 und 1948) und «Uebersetzungstechnische Untersuchungen auf dem Gebiete der christlichen Latinität» (1955) bekannte Verf. widmet sich hier der Frage nach den Ausdrucksformen für einen rückwärts in die Vergangenheit gerechneten Zeitabstand: *ante* und speziell dann *abhinc*, wenn von der Gegenwart des Sprechenden ausgegangen wird (erst spätlat. wird *abhinc* auch für relative, auf einen vergangenen Zeitpunkt bezogene Vorzeitigkeit gesetzt, z. B. Oros. Hist. 3, 22, 6; die einzige frühe Stelle, an der diese Bedeutung vorliegt, Cic. Verr. II 2, 130, wird aus triftigen textkritischen Gründen verworfen). Wir finden *abhinc* sowohl mit Acc. wie mit Abl.; für die ablativischen Fälle weist L. nach, daß wir es überall mit einem zum temporalen Abl. hinzutretenden Adverb, nicht mit einer den Abl. regierenden Präposition zu tun haben. Dagegen sind die Verbindungen mit dem Acc. nicht anders zu deuten, als daß *abhinc* als Präposition den Acc. regiert. Dieser schon bei Plautus vorkommende Acc. läßt sich nicht durch die Analogie von *ante* erklären, denn bei *ante* ist nur der adverbelle Gebrauch zusammen mit dem Abl. mensurae alt. Temporales *ante* mit Acc. hingegen kommt erst in ciceronischer Zeit auf, und zwar, wie L. nachweist, nach Analogie von *post*. L. leitet daher den Typ *abhinc annos decem* von einem (urspr. durativen) adverbialen Acc. her, dessen Verbindung mit dem Prädikat sich gelockert hat, ähnlich wie es sich bei lokalen Distanzangaben mit dem Acc. spatii vollzieht. Wichtig sind Lundströms Beobachtungen über die für die einzelnen Typen fest geregelte Wortfolge. Neben einer Anzahl guter textkritischer Bemerkungen fällt auch für den Stil der Autoren etwas ab: Ueberraschend etwa die Feststellung (117), daß ausgerechnet Sallust bei *post* eindeutig die modernere Ausdrucksweise mit dem Acc. bevorzugt (bei *ante*, wo der Acc. erst mit Varro und Cic. aufkommt, braucht Sallust natürlich nur die alte Verbindung von Adverb und Abl.). Die Monographie Lundströms führt in höchst dankenswerter Weise über die summarischen Angaben hinaus, die im Thes. l. L. Vollmer für *abhinc* im 1. Bande (unter Verweis auf Ploens Artikel im Archiv f. lat. Lexikographie 4) und für *ante* Hey im 2. Bande gegeben hatten.

Otto Hiltbrunner

James W. Halporn und Martin Ostwald: Lateinische Metrik. Übersetzt von Herbert Ahrens. Studienhefte zur Altertumswissenschaft 8. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1962. 62 S.

Die Autoren haben offenbar ihre Vorlage in zahlreichen Punkten mißverstanden und ihre Behauptungen nicht an den Texten nachgeprüft (nur ein Beispiel: zum jambischen Septenar lehren sie, bei Terenz sei anstatt der Dihärese nach dem vierten Fuß Zäsur im fünften 'üblich', S. 21). Wichtigstes fehlt, Zweifelhafte und Ueberflüssiges ist aufgenommen. Ein Abschnitt wie 'brevis in longo' (nach Maas) S. 13 ist in dieser Verkürzung unverständlich. Eigenes geben sie wohl mit dem Vorschlag an die geplagten Studenten, bei den Sprechern der Komödie den 'natürlichen Wortakzent' zu betonen. Andere Sonderbarkeiten mögen zu Lasten des Uebersetzers gehen. Für das deutsche Sprachgebiet bestand kein Bedürfnis nach diesem Buch; was es leisten will, erfüllt aufs Schönste die Römische Metrik von Crusius-Rubenbauer, die vermutlich den Verf. wenigstens teilweise als Quelle diente.

Josef Delz

Einar Löfstedt: Roman literary portraits translated by P. M. Fraser. Clarendon Press, Oxford 1958. 204 S.

Wer E. Löfstedt persönlich näher gekannt hat, wird nicht ohne Bewegung zu diesem Bande greifen, dessen 9 Essays so lebhaft die Persönlichkeit des großen Philologen spiegeln:

die seigneurale Humanität, seine Liebe zur großen und bedeutenden Geste vermischt mit ein wenig Sentimentalität, wie sie allen Schweden eignet, und schließlich (niemals aufdringlich, oft nur dem Kenner wahrnehmbar) seine umfassende Kenntnis der gesamten lateinischen Literatur. Als Einführung in die Welt Roms dürfen diese Essays neben F. Klingners bekanntes Werk gestellt werden, vor allem etwa der erste (*The cultural legacy of antiquity*), zweite (*The background of Roman literature*), vierte (*Cicero's life and work*) und sechste (*Roman financiers*). Die englische Uebersetzung ist ansprechend, ohne doch den Glanz des schwedischen Originals ganz erreichen zu können.

Olof Gigon

Ulrich Knoche: Vom Selbstverständnis der Römer. Gesammelte Aufsätze, anlässlich des 60. Geburtstages am 5. Sept. 1962 hg. von F. Bömer und H. J. Mette. Gymnasium Beiheft 2. Verlag Winter, Heidelberg 1962. 173 S., 4 Tafeln.

Aus dem bisherigen Werk Knoches haben die Herausgeber fünf Untersuchungen zur römischen Ideengeschichte ausgewählt, darunter die zwei wichtigen Arbeiten über den römischen Ruhmesgedanken (1934) und über *magnitudo animi* (1935), die Heinze verpflichtet sind im Ziel und in der Art, wie sie das eigenständig Römische umsichtig interpretierend von den griechischen Einflüssen abheben. Gelegentlich wird man geneigt sein, die Wirkung, die die griechische Allgemeinbildung schon seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. auf dem Wege über die Diplomatie und Rhetorik auf die römischen Begriffe übte, etwas stärker in Rechnung zu stellen. In der Frage nach dem 'Beginn des römischen Sittenverfalls' (1938) scheidet K. überzeugend die politische Realität, wo die bisher unbestritten geltenden Verhaltensregeln nach dem zweiten punischen Krieg zunehmend verletzt wurden, von den verschiedenen Datierungen und Begründungen dieses Vorgangs in der zeitgenössischen und spätern Geschichtsschreibung. Die beiden jüngsten Aufsätze sind der Dea Roma gewidmet: In augusteischer Zeit bewußt als politisch-religiöses Symbol der Weltmacht geschaffen, das an die Stelle der ältern Personifikationen der *patria* oder *res publica* trat, konnte sie um 400 n. Chr. zu einem 'Sinnbild römischer Selbstauffassung' werden, in dem sich für die Altgläubigen die geistige und politische Tradition verkörperte.

F. Heinemann

Ettore Paratore: Plauto. Sansoni, Firenze 1961. 123 S.

Das Bändchen ist aus einem Lexikonartikel hervorgegangen und als Einleitung zu einer kritischen Ausgabe der plautinischen Stücke gedacht; es gibt eine Skizze, mit ausgewählter Literatur zu den einzelnen Kapiteln, von Leben, Werk, Kunst und Nachwirkung des 'unklassischen' der beiden großen römischen Komödiendichter. Als Einführung für Studenten und ein weiteres Publikum geschrieben, macht der Text auch dem Fachmann Spaß durch die überlegene Art, womit der Liebhaber und Kenner aus dem Tagwerk der kontradiktorischen Philologenarbeit das herausgreift, was für sein Ziel, die Charakterisierung des Dichters und seiner Kunst, wichtig ist; in umstrittenen Problemen, etwa der Namensfrage, referiert er mit Zurückhaltung und einigem Detail, anderswo, wie in der Frage der Kontamination, setzt er sich mit Ueberzeugung gegen reine Auflösung wie gegen Modeverschleierung für die charakteristischen Qualitäten seines Dichters ein. Die Stärke des Plautus liegt in der Kraft seiner dichterischen Phantasie, womit er, verschieden in den verschiedenen Stücken, die disparaten Teile aus dem Archiv von Vorwürfen, Szenen, Motiven, Witzen der griechischen Komödie mit seinen eigenen Einfällen zu einem bunten, keineswegs fugen- und widerspruchslosen, aber stets eigentümlichen Kunstgebilde zusammenbaut.

M. Imhof

P. Terencio Afro: Comedias. Vol. II: *El Heautontimorúmenos*, *Formión*. Texto revisado y traducido por Lisardo Rubio. – **T. Lucrecio Caro: De la naturaleza.** Texto revisado y traducido por Eduardo Valentí. Vol. I (lib. I–III). – **G. Julio César: Memorias de la Guerra civil.** Texto revisado y traducido por Sebastián Mariner Bigorra. Vol. II. Colección Hispánica de autores Griegos y Latinos. Ediciones Alma Mater S. A., Barcelona 1961.

Die vorliegenden Bände zeigen, daß das begrüßenswerte Unternehmen dieser Textreihe weiterschreitet: Ausgaben mit Einleitung, kritischem Apparat, Uebersetzung und einigen Anmerkungen. Ueber die lateinischen Editionen ist in der *Revue des Etudes Latines* seit 1955 (32, 1954) laufend referiert worden, zumeist durch Marouzeau. Die Terenzausgabe hat an Hand des 1. Bandes Marti in seinem Terenz-Bericht (*Lustrum* 1961/6, 229f.) charakterisiert.

H. Haffter

Italo Mariotti: Studi Lucilliani. Studi di lettere storia e filosofia pubbl. dalla Scuola normale superiore di Pisa 25. La nuova Italia, Florenz 1960. VI, 134 S.

Eine gediegene Stiluntersuchung zur Sprache des Lucilius. Der Verf. geht in drei Kapiteln *a maiore ad minus* vor: Das erste stellt die allgemeine Position des Lucilius als *poeta doctus*

heraus, der, moderner als der mit ihm verglichen klassizistisch anmutende Terenz, alexandrinischen Theorien über die Dichtkunst folgt, die Kleinform des *poema* pflegt und die große *poesis*, d. h. Epos und Tragödie, gelegentlich parodiert, abhold dem Pathos des hohen Stils, aber darum doch keineswegs die Kunstmittel der figurierten Rede verschmähend. Das 2. Kapitel umschreibt und differenziert sorgfältig die Bereiche, innerhalb deren Lucilius zu Wortneubildungen greift und griechische Lehnwörter verwendet. Das letzte Kapitel gilt den umgangssprachlichen Zügen in Laut- und Formenlehre, in den affektisch-expressiv bedingten Wortbildungstypen, den 'Allerweltswörtern' und den Deminutiva. Die Qualitäten des Buches liegen weniger in neuen Einzelbeobachtungen als in der Sammlung des Materials unter zusammenfassenden stilistischen Gesichtspunkten. Im 1. Kapitel ist der Einfluß des Buches von Puelma stark zu spüren; doch auch sonst ist die neuere Literatur erfreulich vollständig und umsichtig ausgewertet. Für *aigilipoi* (V. 113; auf S. 50, 1) statt *aigilipes montes* hätte M. freilich nicht allein auf Loewes Prodomus 337f. zurückzugreifen brauchen: Wir lesen *αἰγίλιπος* (Gloss. Cyrill. A) jetzt in Lattes Hesych-Ausgabe unter A 1713.

Otto Hiltbrunner

Catullo Veronese. Prolegomeni, testo critico e traduzione di *Giovanni Battista Pighi*. 3 Bde. Verona 1961. X, 142 S., 40 Taf.; 106 S., 20 Taf.; 102 S., 20 Taf.

Die Pflege Catulls in seiner Heimatstadt, im Jahre 965 von Ratherius bezeugt, um 1300 Ausgangspunkt unserer Ueberlieferung, hat – zum erstenmal – eine in Verona gedruckte und von einem Veronesen edierte Gesamtausgabe geschaffen, ein schönes Zeugnis humanistischen Bürgersinns, dessen Erscheinen in drei reich ausgestatteten Quartbänden die Cassa di Risparmio di Verona, Vicenza e Belluno ermöglichte. In den Prolegomeni (Bd. 1) gibt Pighi unter anderm *Annali catulliani*, die ein Maximum an Biographischem aus den Gedichten zu gewinnen suchen (ohne die prekären Grundlagen solcher Deutung zu verschweigen), E. A. Mansuelli einen durch Vertrautheit mit der Geschichte der Transpadana ausgezeichneten Abriß von Zeit und Lebensumständen des Dichters (S. 91–130). Beide wenden sich an einen weitem Leserkreis, ebenso der durch freie Nachdichtungen ergänzte Text (Bd. 2) und die sachgetreue Prosaübersetzung (Bd. 3). Ueber die eigenwillige Textgestaltung, die Pighi in frühern Aufsätzen begründet hatte, gibt er in Bd. 1 S. 21–34 und 66–90 Rechenschaft. Gegen alle oder die meisten neuern Herausgeber kehrt er an über 50 Stellen zur Ueberlieferung zurück (selten mit Gewinn), ebenso oft zu ältern Konjekturen, gelegentlich greift er auch zu eigenen Vermutungen (erwägenswert 81, 6 *ei, nescis*; 102, 3 *unum invenies*; nicht überzeugend etwa 29, 23 *urbis divitissimi*). Schöne Wiedergaben von Wandmalereien, Mosaiken und Landschaftsaufnahmen illustrieren die bei Catull genannten Lebensbereiche, Themen und Gegenden.

F. Heinimann

Burkhardt Cardauns: *Varros Logistoricus über die Götterverehrung* (Curio de cultu deorum). Ausgabe und Erklärung der Fragmente. K. Triltsch-Verlag, Würzburg 1960. 74 S.

Eine treffliche Arbeit aus der Schule H. Dahlmanns, die unser Wissen in einem der wichtigsten und am meisten vernachlässigten Felder der lateinischen Literatur wirklich fördert. Schlagend ist die Entdeckung, daß Aug. CD 4, 27 sich auf Varros Curio bezieht, was nicht zuletzt für Varros Beziehungen zu Ciceros Nat. Deor. wichtig ist.

O. Gigon

Otto Seel: *Cicero*. Wort, Staat, Welt. 2. durchgesehene und ergänzte Aufl. E. Klett Verlag, Stuttgart 1961. 506 S.

Daß diese Gesamtdarstellung, die 1953 zuerst erschien, heute bereits eine Neuauflage erfährt, zeigt deutlich, daß sie einem Bedürfnis entgegenkam. Und in der Tat sind wir mit Gesamtwerken über Cicero übel dran, und zumal der Lehrer aller Stufen möchte wünschen, seinen Schülern eine gute Einführung in Ciceros Leben und Werk empfehlen zu können. Natürlich ist es kein Zufall, daß so wenig vorhanden ist. Es gibt wohl kaum eine antike Persönlichkeit, deren Würdigung so schwer ist wie eben Cicero. Man muß dem Politiker, dem Schriftsteller wie dem Philosophen (denn auch dies war er, mehr als Lukrez und Seneca) gleichmäßig gerecht werden können und zugleich das Sensorium dafür mitbringen, wie sich diese drei Aspekte ununterbrochen sowohl gegenseitig anregen wie auch einander gegenseitig im Wege stehen. Seels Werk ist ein kühner und eigenwilliger Versuch. Man wird dem Mut seine Bewunderung nicht versagen, auch wo man in Sache und Stil andere Wege einzuschlagen geneigt ist.

O. Gigon

Steele Commager: *The Odes of Horace*. A critical study. Yale University Press, New Haven/London 1962. XIV, 365 S.

Das im Januar 1961 abgeschlossene Horazbuch von Steele Commager unternimmt den Versuch, die Strukturgesetze der horazischen Odendichtung sichtbar zu machen und die

poetische Persönlichkeit des Horaz typologisch zu erfassen. C. geht den Gedanken, den Bildern und den «pattern» der einzelnen Gedichte nach und sucht das Gesetz ihrer inneren Einheit darzustellen. Es ergeben sich zahlreiche neue Beobachtungen, etwa, daß als Grundform der horazischen Phantasie die Polarität erkannt werden muß, die bei allen wichtigen Aussagen des Dichters vorliegt. Sie tritt in gleicher Weise in der einzelnen Antithese und dem einzelnen Oxymoron wie im Bau und der Anordnung der Gedichte und ebenso in der Durchdringung von Mythos und Realität und in andern Gegensatzerscheinungen auf. Diese Polarität ist der künstlerische Ausdruck der Erfahrung, daß das Leben als Ganzes ein unaufhörlicher Prozeß des Wandels und des Wechsels ist, ständig bedroht von Ichsucht (*avaritia*) und Tod. Mit Recht stellt C. in diesen Zusammenhang den Unsterblichkeitsgedanken und dessen zentrale Bedeutung im Werk des Horaz. Ebenso fruchtbar sind die Beobachtungen über das Zusammenfallen von Realität und Symbol bei den Lieblingsvorstellungen der horazischen Dichtungswelt. C. besitzt eine lebendige und undogmatische Beziehung zur Kunst und eine klare Vorstellung vom Leben und der Ganzheit des Kunstwerkes und damit eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Horazinterpretation. Seine Ausführungen sind zwar nicht frei von gelegentlichen Irrtümern, und seine Vertrautheit mit der Sekundärliteratur läßt sich mit der eines Ed. Fraenkel nicht vergleichen, aber das Buch ist gute Wissenschaft. Es führt als durch und durch originelle Leistung oft gerade bei den bekanntesten Gedichten über das Bisherige hinaus und ist selber ein schönes Zeugnis für die ständige Fortwirkung des horazischen Geistes.

M. Hauser

Willem Leo Blok: Woordkeus en stijlniveau van de 1e, 3e, 4e en 13e epode van Horatius.
Diss. Leiden 1961. 103 S.

Der Verf. hat vier recht verschieden geartete Stücke aus den Epoden ausgewählt, um an ihnen zu zeigen, in welcher Weise das «Stilniveau» durch die Wortwahl bestimmt wird: Die 1. Epode wechselt eigenartig zwischen hochfeierlichen und freundschaftlich vertrauten Tönen, die 3. parodiert hochgestelltes Pathos, die 4. ist ein reiner Schmäh-Iambus, die 13. den Oden schon nah verwandt. B. untersucht, in welchem Grade die von Horaz verwendeten Wörter «poetisch» oder «unpoetisch» sind, und gibt von ihnen und den konkurrierenden Synonyma ausführliche Statistiken des Gebrauchs. Die Arbeit gibt so über die Interpretation der vier Gedichte hinaus einen nützlichen Beitrag zur Wortgeschichte. Ein Index verborum erschließt das Buch nach dieser Seite.

Otto Hiltbrunner

[Vergil] Aetna herausgegeben und übersetzt von *Will Richter*. Texte und Kommentare. Eine altertumswissenschaftliche Reihe, Bd. 1. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1963. 98 S.

Diese Ausgabe, den ersten Band einer neuen Reihe, darf die Forschung dankbar willkommen heißen, wird hier doch am Text des schlecht überlieferten und nicht leicht verständlichen Aetna-Gedichtes energisch weitergearbeitet («die Arbeit da wieder aufzunehmen, wo Schwartz sie aus der Hand gelegt hat»). Wir haben eine Einleitung vor uns, die hauptsächlich der Ueberlieferung gewidmet ist, einen lateinischen Text mit einerseits nicht seltenen *cruces* (hierzu vgl. S. 21 der Einl.), anderseits mehrfachen und stets überlegenswerten eigenen Vorschlägen des Editors, einen ausführlichen kritischen Apparat (in dem sich noch etliche Unausgeglichheiten der Darstellung finden), einen Apparat der Parallelstellen, eine deutsche Uebersetzung, die interpretieren will und diesen Zweck auch erreicht, und schließlich einen Wortindex. Bei der Uebersetzung möchte der Rezensent die eckigen Klammern lieber weggelassen oder auf diejenigen Stellen beschränkt wissen, wo es sich um «sachlich klärende Erweiterungen» (S. 25) handelt und nicht bloß um Ergänzungen, die der umständlichere deutsche Ausdruck verlangt; das Fehlen oder eine Verminderung dieser Klammern würde, ohne die philologische Sorgfalt zu beeinträchtigen, der Ausgabe jenes Aussehen geben, das für die Benützung auch durch nicht fachmännische Leser – an die bei einer solchen zweisprachigen Ausgabe doch wohl mitgedacht ist – erwünscht wäre.

H. Haffter

The Halieutica ascribed to Ovid edited by *J. A. Richmond*. University of London Classical Studies II. The Athlone Press, London 1962. 120 S.

Dies Gedicht, das unter Namen wie Sannazaro und Konrad Gesner in unsere Wissenschaft eingetreten ist, hat als besonders schlecht überlieferter Text auch heute noch philologische Bemühungen in einem Ausmaß nötig, das zum geringen überkommenen Bestand im umgekehrten Verhältnis steht. Ein gutes Stück vorwärts bringt uns nun englische Edier- und Kommentiertätigkeit. Richmond, angeregt und unterstützt vor allem durch Otto Skutsch, bespricht in den Prolegomena die Ueberlieferung (wichtig die erneute Erörterung der Relation zwischen Vindobonensis und Parisinus), ohne auf die Echtheitsfrage

einzugehen (mit Recht), bietet den Text mit sehr ausführlichem kritischem Apparat, gibt dann den Kommentar, der sorgsam von Wort zu Wort oder von Wendung zu Wendung fortschreitet, und fügt schließlich eine Reihe von Appendices an, in denen syntaktisch-stilistische Besonderheiten, prosodische Details, die Imitationen u. a. zusammengestellt sind.

H. Haffter

Rolf Westman: Das Futurpartizip als Ausdrucksmittel bei Seneca. Societas Scientiarum Fennica, Commentationes Humanarum Litterarum XXVII 3. Helsinki 1961. 238 S.

Sämtliche 1091 Belege werden nach ihrer grammatikalischen Funktion eingeteilt: Acc. und nom. c. inf., coniug. periphr., appositiver (prädikativer) Gebrauch, attributiver Gebrauch, Substantivierung. Innerhalb dieser Kapitel sind mit subtiler Interpretationskunst die vom Verf. als 'Eigenbedeutungen' bezeichneten modalen Bedeutungen erfaßt: Absicht, Bereitschaft, Bestimmtheit (durch höhere Gewalt, eine Situation, die Eigenart des Subjekts). Rein temporale Bedeutung überwiegt nur im acc. c. inf. und im Konjunktiv der coniug. periphr.; der Sinn 'im Begriff stehen' ergibt sich nirgends. Viele Stellen sind zum erstenmal ganz richtig verstanden. Auch für die Interpretation anderer Autoren ist die sorgfältige Arbeit mit Gewinn zu benutzen.

Josef Delz

Clemens Zintzen: Analytisches Hypomnema zu Senecas Phaedra. Beiträge zur klassischen Philologie, hg. von Reinhold Merkelbach. Heft 1. Verlag Anton Hain K. G., Meisenheim/Glan 1960 (Diss. Köln 1957).

Diese besonnene Arbeit mit klarer Zielsetzung und sauberer Darlegung der angewandten Methoden geht darauf aus, durch eine fortlaufende Besprechung des Phaedra-Textes (unter Weglassung der Chorlieder) das «Gerippe der Handlung», wie es W. H. Friedrich (Euripides und Diphilos, München 1953) entworfen hat, «so zu füllen, daß wir ein nahezu vollständiges Bild des ersten Hippolytosdramas des Euripides gewinnen». Um dieses geht es dem Verfasser also in erster Linie; Senecas Werk wird deshalb ganz vorwiegend auf seine stoffliche Abhängigkeit von jenem griechischen Drama hin untersucht. Auf des Römers eigene Arbeitsweise wird nur ganz beiläufig – etwa wo er gekürzt, erweitert, pointiert zu haben scheint – hingewiesen.

Neben Seneca werden als Kronzeugen für das erste Hippolytosdrama außer dessen Fragmenten und der erhaltenen Neubearbeitung des Euripides sowie der vierten Heroide Ovids vor allem Episoden aus den Liebesromanen des Heliodor, Xenophon von Ephesos und Achilleus Tatios sowie die Potipharesgeschichte bei Josephus und Philon herangezogen, wobei Z. auf den Resultaten M. Brauns (Griechischer Roman und hellenistische Geschichtsschreibung, Frankfurt 1934) aufbaut. Aus Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten zwischen Seneca und diesen Darstellungen schließt Z. auf Euripides' ersten Hippolytos zurück.

Als Resultat der Arbeit wird sichtbar, wieviel Seneca stofflich aus jenem Drama übernommen zu haben scheint, so z. B. wohl auch das Motiv von der Zerreißung des Jünglings und der Zusammensetzung seiner Leiche. Die sogenannte Krankheitsszene zu Beginn von Senecas zweitem Akt jedoch glaubt Z. mit Friedrich vom 'Kranzträger' angeregt. Ein willkommenes Nebenergebnis der Untersuchung besteht darin, daß sie Einblick verschafft in die Art und Weise, wie Euripides Motive aus dem ersten Hippolytosdrama im 'Kranzträger' unter neuen Voraussetzungen wiederverwendet.

Wenn die Arbeit auch keine neuen Wege weist, so ist sie doch nützlich als sorgfältige Sammlung und Sichtung des Materials.

K. Anliker

Alain Michel: Le Dialogue des Orateurs de Tacite et la philosophie de Cicéron. Etudes et Commentaires XLIV. Klincksieck, Paris 1962. 234 p.

Il y a deux ans (Mus. Helv. 18 [1961] 243), j'avais présenté l'importante thèse de A. Michel «Rhétorique et Philosophie chez Cicéron». Voici maintenant la thèse complémentaire, qui joue bien son rôle naturel de prolongement du premier ouvrage. Elle ne consiste pas à reprendre le travail, déjà fait par d'autres, de comparaison entre le Dialogue et les traités rhétoriques de Cicéron; elle vise à reconnaître si Tacite, en utilisant notamment le De Oratore, a compris la philosophie de Cicéron, et dans quelle mesure il l'a adoptée ou transformée. Mais, de même que la rhétorique et la philosophie cicéroniennes avaient besoin d'être éclairées par l'application qui en a été faite dans les discours et les traités, de même l'étude théorique qu'est le Dialogue doit être confrontée avec les problèmes concrets auxquels Tacite s'est attaqué dans ses œuvres historiques. Ainsi l'examen approfondi des relations entre le Dialogue et l'idéologie cicéronienne jette un jour nouveau sur l'œuvre tout entière de Tacite, dont l'unité apparaît plus clairement: «L'historien, comme son modèle, n'a cessé de s'interroger sur les rapports de la sagesse et de l'action.»

L'ouvrage est complété par une Bibliographie analytique du sujet, et par trois index: Index verborum Latinorum, Index nominum antiquorum, Index locorum. Juliette Ernst

Bernd Reiner Voß: Der pointierte Stil des Tacitus. Orbis antiquus 19. Aschendorff, Münster i. Westf. 1963. 134 S.

Wesen und Entwicklung der taciteischen Sprachkunst hat man hauptsächlich durch positive und negative Feststellungen bei der Wortwahl zu fassen versucht (Wölfflin, Löfstedt, Syme). Viel schwieriger ist es, ein Stilmerkmal wie den pointierten Satz in den Griff zu bekommen, und der Mut, mit dem V. diese Aufgabe anpackt, verdient Anerkennung. Das Ergebnis ist aber trotz beachtlichem Aufwand an Fleiß und Scharfsinn etwas enttäuschend und die Lektüre wegen des schlechten Stils mühsam. In der Einleitung erfährt man, daß nicht die Beschreibung der Phänomene Zweck der Arbeit sein soll, sondern die Erforschung der Pointierungstechniken und der Gründe, die den Schriftsteller zur Pointierung drängten. Es folgen die Kapitel 'Erscheinungsformen der Pointierung', 'Voraussetzungen der P.', 'Motive der P.', 'Die Bedeutung der P.'. So lobenswert die Absicht ist, zu den Triebkräften der sprachlichen Gestaltung vorzudringen, so wären doch sorgfältige Zusammenstellung des Materials und geduldige Interpretation die Voraussetzungen gewesen. Stattdessen wird der Leser sofort mit überspitzten Theorien erdrückt. Nicht wenige der jeweils hinterher angeführten Stellen sind der Theorie zuliebe falsch interpretiert. Doch finden sich auch viele treffende Bemerkungen (z. B. S. 106 zu Ann. 2, 38, 3 *sibi ignavi nobis graves*).

Josef Delz

Josef Redfors: Echtheitskritische Untersuchung der apuleischen Schriften De Platone und De mundo. C. W. K. Gleerup, Lund 1960. 122 S.

Die Untersuchung ist angeregt von Axelsons Aufsatz «Akzentuierender Klauselrhythmus bei Apuleius» (Vetenskaps-Societeten i Lund årsbok 1952). Axelson hatte in den sicher demselben Verfasser angehörenden Schriften De Platone und De mundo Spuren von akzentuierender Rhythmisierung entdeckt, wie wir sie sonst vor Cyprian nicht kennen und welche den übrigen Werken des Apuleius fremd ist. Damit war die Echtheit der beiden Schriften, die vor allem deshalb bejaht zu werden pflegte, weil Aug. Civ. 4, 2 ein Zitat aus De mundo 34 bringt und ausdrücklich Apuleius als den Autor nennt, ernsthaft in Frage gestellt. Redfors erörtert jetzt über den Klauselrhythmus hinaus in seiner sorgfältig geführten Untersuchung alle in Betracht fallenden Argumente pro et contra auf breiter Basis. Gegen Apuleius spricht außer der abweichenden Klauseltechnik vor allem der Umstand, daß platonische Lehren in der Apologie des Apuleius korrekt, in De Platone dagegen entstellt wiedergegeben werden. In stilistischer und lexikalischer Hinsicht gibt es sowohl bemerkenswerte Übereinstimmungen wie Divergenzen; immerhin fällt auf, daß die Gemeinsamkeiten in den seltenen oder neuen Wörtern besonders die eigenartigen, auffälligen Bildungen betreffen, also das, woran sich ein allfälliger Nachahmer der Sprache des Apuleius jedenfalls als erstes würde gehalten haben, während gerade bei einigen unauffälligen Allerweltswörtern ganz charakteristische Abweichungen zutage treten. In vorsichtiger Zurückhaltung verzichtet Redfors zwar darauf, angesichts der Beweislage eine Entscheidung zu fällen. Doch werden wir in Zukunft die Verfasserschaft des Apuleius an De Platone und De mundo auf Grund der hier zusammengetragenen Beobachtungen als höchst fraglich anzusehen haben.

Otto Hiltbrunner

Luigi Moretti: Ricerche sulle leghe greche (Peloponnesiaca-Beotica-Licia). Problemi e ricerche di storia antica 2. L'Erma di Bretschneider, Roma 1962. 218 p.

L. Moretti vient de publier les résultats de ses recherches sur la formation de la ligue péloponésienne (5-95), sur la confédération béotienne jusqu'en 422 av. J. C. (97-170) et sur la confédération lycienne (171-218). L'absence d'index rend l'ouvrage pratiquement inutilisable et il est fâcheux que l'auteur ait renvoyé les notes à la fin de chacun de ses chapitres et que de nombreuses indications, qui devraient figurer dans les notes, soient intégrées dans le texte.

Moretti distingue deux phases dans la formation de la ligue péloponésienne: la période de l'expansion armée qui s'étend du IX^e à la fin du VII^e siècle. Au milieu du VI^e, on constate un changement: la nécessité d'épargner des vies humaines, des raisons économiques, la crainte de soulèvements contraignent les Spartiates à reconsidérer leur politique. La ligue péloponésienne se forme lentement et la décadence d'Argos qui atteignit sa plus grande prospérité durant la deuxième moitié du VIII^e siècle se précipite (cf. Huxley, BCH 1958, 588-601). Après Tégée, Corinthe, l'adversaire irréductible d'Argos, puis les anciennes dépendances de celle-ci, Epidaure, Phlionte, Trézène, Hermione, Mégare, Egine, quand elles se sentent menacées, adhèrent à la ligue péloponésienne dont l'organisme fédéral fut créé entre 535 et 525. Ainsi dans la seconde moitié du VI^e siècle, l'Etat lacédémonien qui avait

encore conclu vers 535 une alliance avec Sicyone est le plus puissant en Grèce et Sparte a réussi à mener à bien une entreprise que d'autres cités tenteront d'imiter, Thèbes par exemple.

Pour la période archaïque, nos sources sont assez rares. Thèbes supplanta peu à peu Orchomène et, au VI^e siècle, elle fut mêlée aux luttes entre les partis athéniens. En 519, l'alliance entre Athènes et Platées stoppa l'expansion thébaine. Au lendemain de Platées (479), la confédération thébaine fut dissoute: des régimes modérés, voire démocratiques, furent institués dans les cités. Vers 457 toutefois, la confédération renaît et depuis 1908 nous en connaissons la constitution grâce à un texte capital des Pap. Oxyrh. (V no. 892). Platées fut l'enjeu de la lutte entre Athènes et Thèbes. Les deux adversaires furent tour à tour heureux et malheureux, mais finalement, en 427, Platées tomba aux mains des Thébains qui exerceront désormais l'hégémonie sur la Béotie.

Ce sont surtout des documents épigraphiques, numismatiques et archéologiques qui nous permettent de connaître la confédération lycienne. Moretti retrace rapidement l'histoire de la Lycie et insiste sur l'hellénisation rapide de la contrée. Quand se forme le *κοινόν*? Faute de documents précis pour la fin du IV^e siècle et le début du III^e, les avis sont partagés: certains savants pensent que la ligue s'est formée pendant la domination lagide (277–205/4), d'autres, quand l'hégémonie rhodienne (188–167) eut pris fin.

D'après l'inscription d'Araxa (cf. J. et L. Robert, Bull. 1950, 183), de 180 environ, il semble que la ligue existait déjà, mais aucun indice ne permet de fixer un terminus ante quem certain. Pour y parvenir, Moretti étudie d'autres textes épigraphiques (trouvés non seulement en Lycie, mais aussi à Athènes, à Delphes, à Délos, à Lindos et à Rhodes). De l'analyse de ces documents, il conclut que l'année 206/5 peut être considérée comme un terminus ante quem définitif, mais que dans l'état actuel de nos connaissances, il s'avère impossible de fixer un terminus post quem. Moretti reprend l'explication que Larsen (Symb. OsI. 1957, 5–26) avait proposée de l'expression *πολιτευόμενοι δὲ καὶ ἐν ταῖς κατὰ Λυκίαν πόλεσι πάσαις*. Regrettons que Moretti ne se soit pas attaché à une étude linguistique et historique approfondie qui seule eût permis de confirmer ou de préciser l'hypothèse de Larsen. Celui-ci pense que cette formule ne signifie pas que le personnage avait droit de cité dans toutes les villes de Lycie, mais qu'il avait accompli des services publics (cf. J. et L. Robert, Bull. 1958, 79).

Il eût mieux valu que Moretti se fût limité à une seule étude, celle que nous venons de rappeler, par exemple, et qu'il l'eût approfondie. Claude Wehrli

Wilhelm Hoffmann: **Hannibal**. Kleine Vandenhoeck-Reihe 133/134/135. Göttingen 1962. 142 S.

Als Ertrag seiner langjährigen gründlichen Einzelstudien entwickelt der Verfasser in einer geschlossenen und auf jeder Seite spannenden Monographie das Bild des Mannes, «der an der Wende vom 3. zum 2. Jahrhundert v. Chr. unmittelbar an jenen großen Auseinandersetzungen teilhatte, durch die auf Jahrhunderte hinaus die Zukunft der Mittelmeerwelt bestimmt werden sollte». Hoffmann hat die gesamte historische Tradition – bei bewußter Zurückhaltung in der Entfaltung des wissenschaftlichen Apparates – klug und selbständig verwertet, so daß seine Urteile und Erkenntnisse in wesentlichen Punkten neu und einleuchtend sind. Knappe Literaturnachweise und eine Karte des Mittelmeeres ergänzen das lesenswerte Büchlein. L. Nyikos

Fontes ad topographiam veteris Urbis Romae pertinentes colligendos atque edendos cur. Iosephus Lugli, vol. VIII: *Libri XIX–XX. Regiones Urbis X–XI*. Università di Roma, Istituto di Topographia Romana. XIV, 447 p., 23 pl. Index topographicus.

Déjà à plusieurs reprises j'ai signalé aux lecteurs du Museum Helveticum l'intérêt de ces *Fontes*. Le dernier volume recensé était le IV^e; c'est aujourd'hui le VIII^e qui nous est offert, parce que prêt pour l'impression, en attendant que le soient à leur tour les volumes V–VII, relatifs au Forum, au Capitole, aux forums impériaux.

Le présent recueil nous apporte une moisson de textes particulièrement riche, puisqu'il a trait aux *regiones* X (Palatin) et XI (Cirque Maxime). Au Palatin, c'est toute l'histoire de Rome depuis la période légendaire qui est passée en revue à travers les citations des grammairiens, des historiens, des poètes, et les inscriptions. Avec le Cirque Maxime, ce ne sont pas seulement les jeux qu'évoque la lecture des témoignages réunis, mais aussi la vie intense et bigarrée de tout le quartier dont il était le centre.

Ce volume se recommande, comme les précédents, par la clarté dans la disposition des textes, facilement repérables grâce à une table des matières détaillée et à l'index. 23 planches illustrent, en particulier par des reproductions de monnaies, les principaux monuments des zones étudiées. Juliette Ernst

Jean Gagé: *Matronalia*. Essai sur les dévotions et les organisations cultuelles des femmes dans l'ancienne Rome. Collection Latomus vol. LX. Bruxelles 1963.

Der Verfasser, Professor am Collège de France, hat sich bereits in zahlreichen Aufsätzen um die sozialen und religiösen Hintergründe römischer Kultlegenden und Mythen bemüht (*Tanaquil et les rites étrusques de la « Fortune oiseuse »*, *Studi etruschi* 22 [1952/53] 79 ff.; *Lucia Volturna, déesse ou prêtresse (?) et la famille des Volumnii*, *Rev. Phil.* 35 [1961] 29 ff.; *Enée, Faunus et le culte de Silvain « pélasge »*, *Mél. d'archéol. et d'hist.* 73 [1961] 69 ff. u. a. m.).

Im vorliegenden Bande werden in einem ersten Teil die römischen Fortuna- und Junokulte unter weitgehender Verwendung der in den genannten Aufsätzen dargelegten Hypothesen gemustert, mit dem Ziel, eine feststehende Organisation der römischen Matronen zu erweisen (Chap. I: *Des Fortunes aux Junons: Variantes et transferts cultuels*. Chap. II: *Ordo matronarum: Nature, recrutement et compétences des organisations matronales*). Demselben Ziel dient die Untersuchung der gemeinsamen Frauenstiftungen (Chap. III: *Aurum matronarum: Honneurs rituels et privilèges publics*) und die sehr profilierte Darstellung der Betreuung junger Frauen durch die Matronen (Chap. IV: *Marrainages rituels ou maternités consacrées*).

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich Gagé's Gedankengänge sehr oft mit denen Bachofens treffen. Zwar distanziert sich G. von der Idee des Matriarchats « des érudits du siècle dernier » (p. 102); den Namen Bachofens sucht man aber vergebens in dem 286 Seiten starken Buch, obwohl die « Sage von Tanaquil » dem Verfasser bekannt sein dürfte (vgl. *Studi etruschi* 22, 79 Anm. 1). Ebenso sehr vermißt der Leser eine Konfrontierung mit Lattes *Römischer Religionsgeschichte*. Mindestens eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit Lattes radikaler Ablehnung des Mythos als Quelle für die römische Religion hätte man erwarten dürfen.

E. Kienzle

Dieter Timpe: *Untersuchungen zur Kontinuität des frühen Prinzipats*. *Historia* Einzelschriften Heft 5. Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1962. VIII, 133 S.

Die Stellung des Augustus war ursprünglich mindestens in der Theorie als persönliche Ausnahmestellung innerhalb des römischen Staates erklärt worden, die eventuell bei seinem Tode nicht oder nicht in der gleichen Form hätte weiterbestehen müssen. Tatsächlich ist ja der Prinzipat seitdem zu einer dauernden Erscheinung, zu einer neuen Staatsform geworden, was ihr Schöpfer natürlich auch im Grund beabsichtigte. Wir sind so an die Vorstellung gewöhnt und so schon das Altertum, daß die römische Kaiserzeit mit Augustus beginnt, daß man dem Problem, daß diese Entwicklung nicht einfach selbstverständlich war, bisher wenig Beachtung geschenkt hat. Der Verf. zeigt nun nach einer kurzen Darstellung des Wesens der Stellung des Augustus, daß der Uebergang dieser Stellung auf den Nachfolger eine Anzahl von Problemen aufwarf, deren Lösung nicht so selbstverständlich war, wie es nachträglich scheinen mag, und behandelt unter diesem Gesichtspunkt auch die folgenden Regierungswechsel bis zu Vespasian, bei denen jedesmal eine andere besondere Situation vorlag. Es ist natürlich die Entwicklung des persönlichen Prinzipats des Augustus zu einer festen, dauernden und auch in ihrem Charakter und ihren Kompetenzen generell geformten Institution, die sich zu einer selbständigen, von Person und Familie gelösten festen Größe entwickelt hatte und als solche überhaupt nicht mehr in Frage gestellt wurde. Diese Entwicklung wird hier in eindringender Interpretation scharfsinnig dargestellt, womit das Buch zu einem wichtigen und sehr wesentlichen Beitrag zur richtigen Erkenntnis des frühen Prinzipats wird. Daß dabei noch weitere allgemeinere Entwicklungen in Staat und Gesellschaft mit im Spiel waren, weiß der Verf. selbstverständlich auch, doch gehörte das nicht mehr zu dem besonderen Thema dieses Buches.

Ernst Meyer

Francesco de Martino: *Storia della costituzione Romana* vol. IV parte prima. Eugenio Jovene, Neapel 1962. 611 S.

Von der sehr breit angelegten Verfassungsgeschichte Roms von Fr. de Martino erschienen die ersten drei, die Republik behandelnden Bände in den Jahren 1952–1958, jetzt zum Teil in Neuausgabe. Ihnen folgt nun der erste Teil des 4. Bandes, der die Verfassungsentwicklung der Kaiserzeit bis in die Severerzeit darstellt. Ein zweiter Teil soll dann offenbar die Zeit des Dominats vom 3. Jahrhundert an behandeln. Wie in den ersten Bänden ist die Entwicklung von Gesellschaft und Wirtschaft als Grundlage der Staatsverfassung mit einbezogen. Das Buch beruht auf gründlicher eigener Verarbeitung der antiken Quellen und der immensen modernen Literatur, zu der in den Anmerkungen vielfach ausführlich Stellung genommen wird. Fast die Hälfte des Textes (13 von 25 Kapiteln und 274 S.) ist der Begründung des Prinzipats durch Augustus und der Schilderung und Klarstellung des Wesens und Aufbaus seiner neuen Staatsschöpfung gewidmet, während die folgende Darstellung die Weiterentwicklung der ersten zwei Jahrhunderte gibt, geordnet nach den sach-

lichen Bereichen von Gesellschaftsaufbau, Verfassung und Verwaltung. Man darf den Band als klare, umfassende und zugleich detaillierte Gesamtdarstellung des Staats- und Verwaltungsaufbaus der römischen Kaiserzeit bezeichnen, die in ihrer sicheren und vernünftigen Beurteilung auch umstrittener Tatbestände und Probleme als verlässlicher Führer auf diesem Gebiet gelten darf.

Ernst Meyer

Jochen Bleicken: Senatsgericht und Kaisergericht. Abh. d. Akad. d. Wissensch. in Göttingen, Philol.-hist. Klasse, Dritte Folge Nr. 53. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1962. 198 S.

Die hier kurz angezeigte Arbeit Bleickens behandelt die infolge ungenügender Quellen schwierigen Fragen nach Entstehung und Kompetenz der neuen Gerichtsformen der römischen Kaiserzeit, Senatsgericht und Kaisergericht, und zwar für das erste Jahrhundert der Kaiserzeit, in dem diese später völlig festen Institutionen noch in der Entwicklung sind. Der Verf. geht dabei von dem Grundsatz aus, diese Erscheinungen nicht für sich gesondert, sondern im allgemeinen Rahmen der Verfassungs- und Staatsentwicklung der Zeit zu betrachten und sie in diesen größeren historischen Zusammenhang einzuordnen. Beide neuen Gerichtsformen leitet B. nicht aus besonderen gesetzgeberischen Einzelakten ab, sondern läßt sie aus kleinen Anfängen entstehen und sich dann weiter entwickeln. Das Senatsgericht erklärt B. als Fortsetzung des durch den Senat ausgeübten Notstandsgerichts der späten Republik, während das Kaisergericht sich einerseits entwickeln soll aus der Beteiligung des Kaisers an diesem Senatsgericht, andererseits aus dem kaiserlichen Imperium über die Provinzen, woher ebenfalls die in der Republik nicht existierende neue Rechtsform der Appellation, insbesondere an den Kaiser, stammt. Die gesamte kaiserliche Gerichtsbarkeit ist damit ein Teil der allgemeinen Entwicklung, die ohne bewußte Absicht rein auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse den kaiserlichen Einfluß auf allen Gebieten des Staatslebens immer mehr zunehmen läßt. Die Ausführungen des Verf. sind überall wohlüberlegt und besonnen begründet, auch wo sich über Wahrscheinlichkeiten nicht hinauskommen läßt. Die besonders wichtigen Quellenzeugnisse und Einzelfälle sind ausführlich im Originaltext gegeben und besprochen, und ein kurzes Personen- und Sachregister und ein großer Index aller behandelten Quellenstellen schließen das Buch ab, in dem noch vieles weitere zur Sprache kommt, was hier nicht angedeutet werden konnte.

Ernst Meyer

Gerold Walser und Thomas Pekáry: Die Krise des römischen Reiches. Bericht über die Forschungen zur Geschichte des 3. Jahrhunderts (193–284 n. Chr.) von 1939 bis 1959. Walter De Gruyter & Co., Berlin 1962. XI, 146 p.

Cet ouvrage est le résultat d'un inventaire très complet et d'une analyse des travaux publiés au cours d'une période qui, en dépit de la guerre et de ses suites, n'a marqué aucun ralentissement de la recherche. Ses auteurs ont pris pour point de départ le tome XII de la «Cambridge Ancient History», paru en 1939, et qui leur a suggéré également l'ordonnance de leur tableau. Cette subordination volontaire, et sans doute recommandable d'un point de vue méthodique, accuse peut-être à l'excès le sentiment d'un travail poursuivi sur une lancée ancienne et qui n'a point subi de renouvellement comparable à ceux que nous avons connus pendant les vingt années précédentes. L'accent est mis sur l'histoire politique, administrative et militaire; les auteurs ont réduit à dessein la place faite à l'art, à la littérature et à la religion. Tout de même, on s'étonne de voir condenser en une seule page les études consacrées au paganisme, dont le rôle est indéniable dans les mouvements qui ont alors agité l'Empire. L'histoire événementielle, qui fait l'objet de la première partie du livre, se résoud nécessairement en une suite d'études de détail. C'est dans les chapitres consacrés aux institutions et à la vie économique qu'on reconnaîtra le plus sûrement les tendances de la recherche contemporaine. On y verra l'apport grandissant des disciplines auxiliaires de l'histoire, épigraphie, papyrologie et très particulièrement numismatique, dont les données contribuent autant à l'établissement d'une chronologie plus exacte qu'à l'élucidation des faits purement économiques. La vogue de la prosopographie, qui a bénéficié du concours de quelques-uns des savants les plus marquants de notre génération, a fait faire un progrès sensible à notre connaissance du personnel gouvernemental de l'Empire.

Dirons-nous que le titre de l'ouvrage exprime imparfaitement son contenu? C'est toute l'histoire du III^e siècle, de l'avènement de Septime Sévère à celui de Dioclétien, qui y est embrassée, et non les seuls facteurs de crise. Il rendra donc de précieux services aux historiens, qui se féliciteront de l'appui donné à son élaboration par le Fonds national de la recherche scientifique. Rappelons enfin que Gerold Walser a publié dans les Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte 18–19 (1960/61) 142–161, une importante étude sur les causes de la crise de l'Empire; on y trouvera des appréciations critiques qui ne pouvaient figurer dans l'ouvrage purement bibliographique dont nous venons de rendre compte.

D. van Berchem

The Abinnaeus Archive. Papers of a Roman Officer in the Reign of Constantius II. Collected and re-edited by *H. I. Bell, V. Martin, E. G. Turner, D. van Berchem*. Clarendon Press, Oxford 1962. 191 S.

2 lateinische und 80 griechische Papyri wurden in diesem Band neu herausgegeben. Fast alle sind bereits früher publiziert worden; ein großer Teil befindet sich in Genf und London. Die Herausgeber haben jedes Stück neu gelesen und die früheren Editionen an etlichen Stellen einer Korrektur unterworfen. Die Einheit der Sammlung ist durch die Person des Adressaten bzw. Absenders dieser offiziellen und privaten Briefe, Flavius Abinnaeus, gegeben. Die Dokumente umfassen die Jahre 342 bis 351 n. Chr., eine Zeitspanne, in welcher Abinnaeus – mit einem kurzen Unterbruch – *praepositus* des Lagers von Dionysias, einer durch die französisch-schweizerischen Ausgrabungen der Jahre 1948/50 bekannten diocletianischen Festung in Aegypten, war. Die Papyri werfen einiges Licht auf seine frühere militärische Laufbahn, Nr. 1 zeigt, welche Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, um zu seiner Kommandantur im erwähnten Lager der *ala quinta praelectorum* zu gelangen, andere zeigen ihn in seinem Verkehr mit dem Kaiser, seinen übrigen Vorgesetzten und seinen Untergeordneten, aber auch mit Privatpersonen. Nr. 63 ist ein Gerichtsprotokoll über eine Verhandlung vor dem *iuridicus Alexandriae*.

In der Einleitung erzählt V. Martin die zum Teil recht abenteuerliche Geschichte der Papyri, bis sie ihren Weg in die Museen gefunden haben; E. G. Turner zeichnet die Laufbahn des Abinnaeus auf; der große Kenner spätantiker Heeresgeschichte, D. van Berchem, beschäftigt sich mit der Geschichte und komplizierten Organisation der Militäreinheit in Dionysias; das Lager selbst wird von V. Martin beschrieben, der auch die Anrede- und Höflichkeitsformen der Briefe, die Korrespondenzpartner des Abinnaeus und die Frage nach der Religion der Adressaten beleuchtet. Man vermißt in der Einleitung ein Kapitel über die privatrechtlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekte, was um so mehr zu bedauern ist, als das 4. Jahrhundert zu den besonders interessanten Uebergangszeiten gehört.

Im Hauptteil folgen die Dokumente, mit Apparatus criticus und einer englischen Uebersetzung. Hier, wie auch in der Einleitung, wirkt es leicht störend, daß die offiziellen Titel *dux* und *comes* des öfteren mit 'duke' und 'count' wiedergegeben werden. Der Kommentar zu den einzelnen Texten ist auf das Wesentlichste beschränkt. Gelegentlich bedauert man, daß einzelne Ausdrücke nicht erklärt werden; so z. B. Nr. 60 Z. 12ff. ἀργυρίου κεφαλ<α>ου Σεβαστ(ῶ)ν νομισματος τάλαρα κτλ., was meines Wissens anderswo nicht belegt ist, vgl. Preisigke, Wörterbuch III 353; L. C. West / A. Ch. Johnson, Currency in Roman and Byzantine Egypt (Princeton 1944) behandeln den Ausdruck, soviel ich sehe, auch nicht. Interessant ist zu erwähnen, daß der Mus. Helv. 18 (1961) 23f. veröffentlichte Papyrus als nicht zu dem Abinnaeus-Archiv gehörend betrachtet wird (Vorwort VII).

Sehr gute und ausführliche Indices schließen das wertvolle Buch ab, aus welchem die amtliche Tätigkeit und das Privatleben eines Offiziers mittleren Ranges in einer ungenügend erforschten Periode der alten Geschichte bekannt werden und tiefe Einblicke in diese Zeit des Umbruchs gestatten.

Thomas Pekáry

Walter F. Otto: Das Wort der Antike. Herausgegeben von Kurt von Fritz. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1962. 394 S.

Die vorliegende Sammlung umfaßt Vorträge und Aufsätze über Themen vorwiegend der griechischen Altertumswissenschaft und soll durch einen zweiten Band ergänzt werden, dessen Thematik über die Antike hinausgreift; ihr Inhalt stammt zum größeren Teil aus unveröffentlichten Manuskripten.

W. F. Otto bekennt sich mit bekannter Entschiedenheit zur Tradition des deutschen Klassizismus, und für seinen Kampf gegen das Weltbild des homo faber versichert er sich gerne der Waffenhilfe Friedrich Nietzsches. Auf diesen kann er sich für seine Deutung der attischen Tragödie, für das Bekenntnis zu einem verkannten Epikur und für eine Beurteilung des Sokrates berufen, welche diesen zum Gesinnungsgenossen des Euripides macht. Als Programm für die Auseinandersetzung mit moderner Religionsforschung liest sich eine Studie über das Wesen des Mythos, in welchem Otto eine überzeitlich gültige Daseinserfahrung niedergelegt findet. Mythisch, und dies heißt frei von Zwecken, will er den Ritus verstanden wissen, so das Stieropfer der attischen Buphonien, in welchem nach seiner Meinung eleusinische Glaubensinhalte zur Darstellung kommen. Aus delischen und delphischen Ueberlieferungen gewinnt er die griechische Form eines Urmythos zurück, nach dem der neugeborene Gott den seiner Mutter nachstellenden Drachen an der Stätte der Niederkunft erlegt; die delphische Palme ist für ihn der Baum des Sonnenlandes und Apoll eine Epiphanie des Sonnengottes.

Am weitesten holt ein Aufsatz über die Herkunft des griechischen Menschen aus. Otto meint mit diesem den Helden der homerischen Epen, der im freien Bewußtsein des Individuums neben die Olympier gehöre wie die dumpfe Opfergemeinde zur unpersönlich elementaren Art der vorhomerischen Götter. Das im Epos geschilderte Sakralwesen, das den Göttern Homers wesensfremd sei, ist für Otto Erinnerung an eine kollektive Daseinsform, die von den heldischen Einwanderern aus dem Norden überwunden wurde. F. Wehrli

Gilbert Highet: The Anatomy of Satire. Princeton University Press, Princeton 1962. 301 S.

Wie der Titel sagt, besteht die Zielsetzung dieses Buches darin, die mannigfaltigen Ausdrucksformen satirischer Literatur möglichst zu unterscheiden und sie in ihrer Gesamtheit vorzuführen. An den Beispielen von Juvenals dritter Satire, von Popes «Dunciad» und von Voltaires «Candide» erarbeitet der Verf. zuerst eine Aufteilung in die drei hauptsächlichen Spielarten des Monologes, der Parodie und der satirischen Erzählung. Weitere Abschnitte der Einleitung zielen auf eine eindeutige formale Fixierung der literarischen Gattung (Brutale und unkonventionelle Ausdrucksweise als sprachliche Eigentümlichkeit; Berufung auf frühere, anerkannte Satiriker; stimmungsmäßiger Gehalt, charakterisiert durch unverkennbare Mischung von Belustigung und Verachtung).

Im Hauptteil bemüht sich der Verf. um die Einordnung satirischer Werke von einer gewissen literarischen Geltung in den Rahmen der drei Hauptgruppen mit ihren zahlreichen Unterabteilungen. Wenn möglich geht er so vor, daß er zuerst antike Vertreter der Typen diskutiert und anschließend die Besonderheiten neuerer Schriften hervorhebt. So bildet z. B. im Kapitel über den satirischen Monolog das Verhältnis des Horaz zu Lucilius und zur aristophanischen Komödie die Grundlage für die Auseinandersetzung mit dem in der Renaissance beginnenden Strom moderner Diatriben. Einen schriftstellerischen Einfallsreichtum von verwirrender Fülle enthüllt natürlich das Kapitel über die satirische Erzählung. Reiseberichte über merkwürdige fiktive Länder sind hier ebenso vertreten wie Ausflüge in überirdische Gegenden oder in die Zukunft, und Gibbons Werk über den Untergang Roms gerät durch den satirischen Ton des berühmten 15. und 16. Kapitels in die Gesellschaft phantastischer Tiergeschichten.

Das Buch wird abgeschlossen mit dem Versuch, die Psyche großer Satiriker auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und damit Einblick in die Motive ihres Schaffens zu gewinnen. Das Wertvolle an dem vielschichtigen Werk besteht zweifellos in der Möglichkeit, durch den Hinweis auf zahlreiche Längs- und Querverbindungen bestimmte Schriften in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Etwas zweifelhaft wirkt die ausführliche Darstellung zeitgenössischer Beispiele, die schon heute ihren ephemeren Charakter kaum verbergen können. Hin und wieder würde man auch eine deutlichere ästhetische Würdigung begrüßen, die erklären könnte, warum die eine Satire so offensichtlich wirkungsvoller ist als die andere.

H. Schnyder

Ulrich Schindel: Demosthenes im 18. Jahrhundert. Zehn Kapitel zum Nachleben des Demosthenes in Deutschland, Frankreich, England. Zetemata H. 31. Verlag C. H. Beck, München 1963. 240 S.

Der reich dokumentierte Text wird durch Listen der seit dem 16. Jahrhundert in Deutschland, Frankreich und England erschienenen D.-Ausgaben und -Übersetzungen sowie durch einen Ueberblick über die griechischen Lektürepläne an deutschen Gelehrtschulen des 18. Jahrhunderts ergänzt.

Die formale Würdigung des großen Redners ist unabhängig vom Urteil über den Staatsmann und das demokratische Athen seiner Zeit, und wenn in den absoluten Monarchien des Kontinents der Boden für politische Beredsamkeit ungünstig war, konnten dort wenigstens die Kanzelredner auf das demosthenische Vorbild verwiesen werden. Im parlamentarischen England dagegen wurde die D.-Übersetzung des Philipp Francis (1757/58) zu etwa einem Drittel von Mitgliedern des Oberhauses subskribiert, und für die beiden Pitt und andere bedeutete ein Vergleich mit dem Athener die höchste oratorische Auszeichnung.

Für die politische Bewertung, welche D. auf dem europäischen Festlande zuteil wurde, ist ein Wort in der Übersetzung Reiskes (1764/69) kennzeichnend: mit seinen «Schnaubreden» kommt er diesem vor wie der Bürgermeister eines Fleckens gegenüber einem Premierminister. Es blieb der Französischen Revolution vorbehalten, in ihrem Freiheitspathos neue Affinitäten zu entdecken. Vor derselben machten die Schweizer J. J. Steinbrüchel und J. H. Pestalozzi eine bezeichnende Ausnahme, für welche der Redner und Staatsmann volle Aktualität hatte. In England waren seine politischen Parolen schon zu Beginn des Jahrhunderts ergriffen worden, denn der Kampf gegen Frankreich wurde hier im Namen jener Freiheit proklamiert, für welche man D. gegen Philipp von Makedonien mit seinen Reden eintreten sah.

F. Wehrli